2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 35



Kattowitz, den 2. September 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kytzla, Chełm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Ak., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Pfahlbauten im Bodensee

Ueber das Stoppelfeld

Wie ist das doch schnell gegangen: unter unseren Augen wuchs das Korn heran, mit liebevoll sorgenden Blicken strichen wir über das junge Feld hin und segneten Sonne und Regen, jedes zu seiner Zeit.

Und dann war es geschehen, dann stand das Getreide wie eine Wand vor uns und engte den Blick ein, und demütig tauchten wir unter zwischen den nickenden Ähren. Auf schmalem Rain schritten wir durch das Korn, rechts und links fast überragt von den hohen, schlanken Halmen, die der Wind hinüber und herüber trieb, und von der heimlichen Geborgenheit ließen wir uns gern einfangen.

Und jetzt ist der Blick wieder frei geworden. Nur hier und da stehen noch die Garben, lehnen sich aneinander wie traurige Leute und lassen die Köpfe hängen.

Unser Schritt aber wird leicht, und stolz recken wir uns auf. Quer über die Felder geht es jetzt, weit, weit. Zwei Hasen hoppeln vor uns davon, hinein in die Kartoffeln, und ein Rebhuhn fliegt erschrocken auf, mit vorgerecktem Halse über den Boden hinflatternd. Schön ist das, nicht nach dem Wege zu fragen, nicht den Schritt begrenzt zu sehen durch vorgezeichnete Pfade. Frei und gelöst schreiten wir aus, wie aufgelockert von der leichteren Luft und der milderen Sonne.

Und wie wir uns umsehen, da erleben alle Geschöpfe das gleiche: die große Unruhe setzt sich den Vögeln ins Herz und treibt sie in die Ferne, in der Luft schimmern die silbernen Fäden der Wanderspinnen, und die Bäume schütten ihre geflügelten Samen in den Wind. Weiche, wollige Flöckchen lösen sich aus den Laubkronen und schweben still in die Weite, aus den Wiesen steigen hauchzarte Gebilde auf, kunstvoll geschaffen

und sinnreich ausgerüstet für ihren Flug, schmiegen sich vertrauend in die Arme des Windes und lassen sich von ihm in unbekanntes Land tragen. Jedes ist die Erfüllung eines Blumensommers und ist eine kleine zukünftige Blume zugleich. Darum verwehen sie auch nicht in die Lüfte, sondern landen getreulich wieder auf dem Boden, denn was von der Erde kommt, muß auch wieder zur Erde zurück.

Wir aber, wir wandern in diesen Wochen, von Unruhe gepackt, wie die Zugvögel, und fühlen unser Herz nicht schwerer in der Brust als ein geflügeltes Samenflöckchen, als ein seidiges Gespinst, das der Wind tragen kann.

Wir wandern, bis auch wir gefaßt werden von der Herbstmüdigkeit, bis auch wir zurückfinden zur Mutter Erde. Wenn der Bauer die Saat in den umgebrochenen Acker versenkt, dann kehren wir heim, mit müden Füßen, aber mit klarer Stirn und blanken Augen.

kung des Landes die Domäne Langenau und Forst Preußenwald zur dauernden Vereinigung mit dem angrenzenden Altbesitz Neudeck und zur Bildung eines Hindenburg-Hausgutes übereignet.

Auch die Reichsregierung hat in Erfüllung der Pflicht nationaler Dankbarkeit die Scholle, die heute mit dem Namen des Reichspräsidenten verbunden ist, solange von öffentlichen Lasten befreit, so lange sie durch einen männlichen Erben mit dem Namen Hindenburg verbunden bleibt.

Wochenschau

Reichstagsbrandstifter-Prozeß am 21. September

Der Oberreichsanwalt antwortet Branting

Die Hauptverhandlung in der Reichstagsbrandsache ist jetzt endgültig auf den 21. September in Leipzig anberaumt worden. Die Verhandlung wird zum Teil in Berlin geführt werden, wo im wesentlichen alle für die Beweisaufnahme in Frage kommenden Zeugen vernommen werden sollen.

Bekanntlich haben der schwedische Rechtsanwalt Branting und der französische Schriftsteller Romain Rolland öffentlich eine Erklärung abgegeben, wonach sie angeblich im Besitze reichen Materials zu der Reichstagsbrandstiftung wären. Dieses Material sei einer internationalen Kommission von Juristen übergeben worden, die es der Verteidigung zur Verfügung stellen wolle, wenn eine Reihe von Voraussetzungen für eine freie und unabhängige Verteidigung der Angeklagten gegeben sei.

Der Oberreichsanwalt hat daraufhin an Branting ein Antwortschreiben gerichtet, in dem er auf die einzelnen zehn Bedingungen des schwedischen Juristen genau eingeht und die Ausführungen Brantings, soweit sie Fehlschlüsse enthalten, richtigstellt. Insbesondere wird in dem Schreiben die Auffassung Brantings zurückgewiesen, daß der Oberreichsanwalt das gegen die Angeschuldigten vorliegende Beweismaterial selbst nicht für ausreichend halte. Die deutsche Staatsanwaltschaft halte es für eine vornehme Pflicht, möglichst restlos alle für die Klärung der Schuldfrage bedeutsamen Tatsachen, also auch die etwa zur Entlastung dienenden, dem Gericht zur Kenntnis zu bringen. Auch der Oberreichsanwalt erklärt seine Zustimmung, daß auf die Vorlage des gesamten der Ermittlung der Wahrheit dienenden Materials das größte Gewicht gelegt werden müsse und gibt die Versicherung, die Hauptverhandlung öffentlich stattfinden zu lassen, solange ihm nicht Umstände bekannt sind, die ihm Anlaß geben könnten, den Antrag auf Ausschluß der Oeffentlichkeit zu stellen.

Mit diesen Erklärungen des Oberreichsanwalts sind die Auffassungen ausländischer Kreise entkräftet, die den Vorwurf erhoben, daß die deutsche Gerichtsbehörde ein Interesse daran habe, die Begründung von Verdachtsmomenten gegen Personen abzulehnen, gegen die bisher ein Verfahren nicht anhängig gemacht worden ist.

Litauischer Rechtsbruch

Gegen die evangelische Kirche des Memelgebiets

Die litauische Regierung hat das zwischen dem Direktorium des Memelgebiets und dem evangelischen Oberkirchenrat in Berlin für die evangelische Kirche der altpreußischen Union abgeschlossene Uebereinkommen gegen die Bestimmungen des Abkommens für erloschen erklärt. Die juristische Begründung dieser Maßnahme ist unhaltbar, denn in dem Abkommen ist ausdrücklich vorgesehen, daß Beschlüsse der altpreußischen Union, die sich auf das Kirchenregiment beziehen, auch für das Memelgebiet verbindlich sind. Die litauische Regierung hat demnach kein Recht, gegen die Wahl eines Landesbischofs in Preußen Einwand zu erheben. Dieser Gewaltakt ist nur als ein Vorgehen Litauens gegen die politische und kulturelle Unabhängigkeit des Landes zu verstehen, Litauen verfolgt offensichtlich das Bestreben, eine einheitliche evangelische Kirche Litauens unter seiner politischen und kulturellen Führung zu schaffen. Die Konsequenzen daraus sind das Verschwinden des Memeler Konsistoriums, Verdrängung der deutschen Amtssprache und die Unterbindung des geistigen Austausches mit Deutschland. Da die fristlose Kündigung des Abkommens im internationalen Leben ein beispielloser Vorgang ist, hat der evangelische Oberkirchenrat in Berlin gegen den Schritt der litauischen Regierung Einspruch erhoben.

Die Ostland-Treuefahrt

Eine gewaltige Kundgebung auf den Schlachtfeldern von Tannenberg

5000 Teilnehmer aus allen Teilen des Deutschen Reiches sind auf 1528 Kraftfahrzeugen am Ende der vergangenen Woche zu der Ostland-Treuefahrt gestartet, um am großen Nationaldenkmal auf dem Schlachtfelde von Tannenberg ein Treuegelöbnis abzugeben. Die Huldigung galt dem greisen Reichspräsidenten, der nach seiner Rettungstat bei Tannenberg auch das ganze Deutsche Reich rettete, indem er Adolf Hitler die nationale Führerschaft übertrug, und zugleich dem Reichskanzler für seinen siegreichen Kampf um die nationale Einigung des Volkes und gegen die Geißel der Arbeitslosigkeit.

Tausendfach war der Dank, der im Ehrenhof des Tannenbergdenkmals durch den Mund des ostpreußischen Oberpräsidenten Koch, durch den preußischen Ministerpräsidenten Göring und den Reichskanzler ausgesprochen worden ist. Das ostpreußische Volk, das in heißer Liebe zu dem großen Sohn der ostpreußischen Erde aufblickt, gelobte dem Reichspräsidenten unwandelbare Treue zum großen deutschen Reich. Es konnte seine Dankesschuld nicht aufrichtiger abstatten, als durch den Willen, den Namen des Retters Ostpreußens mit der Scholle zu verbinden, die durch Jahrhunderte hindurch schon mit dem Namen v. Hindenburg verbunden war. Ministerpräsident Göring konnte am Schluß seiner Rede dem Reichspräsidenten eine Schenkungsurkunde überreichen, laut der die Provinz Ostpreußen dem Reichspräsidenten in Ehrfurcht und Dankbarkeit als eine Schen-

Treuegelöbnis der Saardeutschen

Die Rede des Reichskanzlers

Am Nationaldenkmal auf dem Niederwald fand am Sonntag unter dem Protektorat des Reichspräsidenten die große Deutsche Kundgebung für das abgetrennte Saarland und das Pfalzgebiet unter Teilnahme von fast 80 000 Saarländern und etwa 100 000 Besuchern aus dem Reich statt.

Auch der Reichskanzler war zu der Treuekundgebung der Saardeutschen erschienen und sagte in seiner von brausenden Heilrufen unterbrochenen Rede: „Ich komme hierher, um Ihnen zuerst den Gruß jener Provinz zu überbringen, die, wie hier das Saargebiet, im fernen Osten in unerschütterlicher Treue zu Deutschland steht. Die innere Einheit der Nation, die wir beim Zusammenbruch im Jahre 1918 verloren hatten, wieder aufzubauen, sagte der Kanzler weiter, ist unser starker Wille. Wir haben Deutschland befreit von der Vergewaltigung derer, die kein starkes Deutschland wollten. Der Deutsche hat wieder zum Deutschen gefunden. Nie wieder wird, so lange wir leben und diese Fahnen flattern, die Zerrissenheit über unser Volk hereinbrechen. Viele Deutsche außerhalb unserer Grenzen meinen, daß in Deutschland nur durch Vergewaltigung diese Bewegung sich durchzusetzen vermochte. Ich bin jederzeit bereit, wieder an die deutsche Nation zu appellieren und mich ihrem Votum zu stellen. Denn ich weiß, heute würden es mehr als fünf Sechstel sein, die bedingungslos hinter uns stehen. Die 15 Jahre, in denen die Verwaltung des Saargebiets dem Völkerbunde anheimgestellt wurde, sind nun bald vorüber. Ueber die Zukunft des Saargebietes gibt es nur eine Lösung, sie heißt: Zurück zu Deutschland! Die Verträge geben uns das klare Recht, daß das Volk der Saar sein Schicksal selbst wenden muß. Wir wünschen den Frieden mit der anderen Welt. Niemand auch von uns wünscht fremdes Gut. Keiner will fremdes Volk uns einverleiben. Und wenn Verträge heilig sein sollen, dann nicht nur für uns, sondern auch für die Gegner. Die Verträge aber geben das klare Recht, daß das Volk der Saar sein Schicksal selbst wenden muß. Wir wollen gern mit Frankreich in allen wirtschaftlichen Beziehungen leben, wir wollen uns gern mit Frankreich verständigen. Aber eines müssen wir festhalten: Weder kann das Reich Verzicht leisten auf euch, noch könnt Ihr Verzicht leisten auf Deutschland. Wir wollen nicht Streit und Hader, wir wollen den Frieden. Aber über alles lieben wir unser deutsches Volk. Es wird keine glücklichere Stunde geben für dieses neue Deutschland als die, in der wir die Tore aufreißen können und euch wieder in Deutschland sehen." Nach Schluß der Kanzlerrede sang die Menge ergriffen das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Darauf wurde die Feier unter brausenden Heilrufen beendet.

Neuer Dorfgeist

Eine Grundfrage echten Bauerntums

Anselm Kytzia, Chelm.

„Gott machte das Dorf, die Menschen die Stadt.
Was wundert's dich, daß Gesundheit und Tugend,
die allein des Lebens Bitterkeit versüßen,
in Feldern und Hainen überfließen
und hier am wenigsten bedroht sind?"
(Cowper, englischer Dichter.)

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land ist alt und auch gar nicht ohne Nachteile für die Dorf- und Stadtbewohner. Einst bildete der Unterschied dieser ihn bildenden Menschengruppen einen Gegensatz der verschiedenen Veranlagung, der sich mit der Zeit zu einem Zustand der feindlichen Gesinnung herausbildete. Diesen Gegensatz zwischen Stadt und Land findet man nicht allein in den industrialisierten Gebieten, sondern auch in Ländern mit vorherrschender Ackerwirtschaft. In der Kriegszeit haben wir in Kongreßpolen dafür ein Beispiel vorgefunden; denn der Bauer wird von den Bewohnern der Stadt — auch der Ackerstand — der „Hamm" = Geizhals genannt und die Bauern nannten den Städter nur den „Freier" = Brautwerber. Beide Bezeichnungen sind gehörig mit bissigem Spott geladen. Den heutigen Städtern ist das Verständnis für die Lebensgesetze der Landwirtschaft derartig abhanden gekommen, daß man bei ihnen leider schon die selbstverständlichsten Notwendigkeiten eines gesunden landwirtschaftlichen Lebens nicht mehr als bekannt voraussetzen darf. Bei dieser Gegensätzlichkeit erlebt man eine eigenartige Wandlung. Einst mußten die naiven Bauerntypen die städtischen Leser der Witzblätter erheitern. Jetzt ergötzt der städtische Tourist, der das Land durchwandert, durch seine Unkenntnis der landwirtschaftlichen Verhältnisse dieselben Leser. Dazu ein Beispiel: Ein Städter beobachtet in seinem Dorfquartier ein Mädchen beim Melken einer Kuh und ruft aus: „Aha! Daher kommt die Milch! Aber sagen Sie mal, woher kommt denn die Butter?"

Mit der zunehmenden Bedeutung der reinen Geldwirtschaft, die besonders in den Städten daheim war und noch ist, hat der Bauer sein Ansehen immer mehr verloren. Er wurde so als dummer Tropf betrachtet. Die Hungerjahre des Krieges haben wohl sein Ansehen gehoben, aber sie haben aus ihm den „abgefeimten" Wucherer gemacht. Gewiß kamen die Städter auch vor dem Kriege schon zu den Bauern auf das Land, so an Sonn- und Feiertagen. Milch, Eier, Butter, Schwarzbrot und besonders Obst schmeckten ihnen vortrefflich, sie unterhielten sich auch leutselig mit den einfachen Dorfmenschen. Wenn sie dann körperlich erfrischt heimkehrten, so war ihr Herz voll Spott über die Oede des Dorfes und über das simple Bauernvolk, welches vom neuesten Filmstar, von modernen Tanzschlagern, von den Weltmeistern des Sports und von der neuesten Oper keine Ahnung hatte.

Während des Krieges und nachher hat sich dieses Bild gewandelt; der einfältige Bauer ist nun zum berechnenden Geldmenschen geworden, der in mißgünstigem Geiz und erpresserischer Raffgier seine Erzeugnisse nur zu Wucherpreisen verkaufte oder dieselben lieber an sein Vieh verfütterte, als daß er sie den hungernden Städtern abgab, die in langen Hamsterzügen an freien Tagen die Dörfer überschwemmten. Der kluge Städter lernte dabei begreifen, daß ohne den Bauern die Städte nicht leben können, aber der Bauer ohne sie gut bestehen kann.

Die Tatsache von dem berechnenden Bauern trifft zu. Die Landwirtschaft scheint an sich irre geworden zu sein und beginnt damit, die entwurzelte Denkweise des Städters zu übernehmen. Unter Einflüsterungen „moderner" Zeitströmungen hat man angefangen, den Grundsätzen einer von Grund und Boden unabhängigen Geldwirtschaft die Tore zu öffnen. Dem könnte man ruhig zusehen, wenn sich mit diesem scheinbaren Fortschritt nicht in Wirklichkeit eine der furchtbarsten Zersetzung auf dem Gebiete des Volkstums vollziehen würde, die sich überhaupt nur denken läßt.

Das Landvolk ist heute in seinem wirtschaftlichen Denken zum großen Teil krank geworden und bildet sich ein, daß alles, was die reine Geldwirtschaft fördert, gleichzeitig ein kultureller Fortschritt sei. Diese Auffassung würdigt dann den Ackerbauer zu einem reinen Getreidefabrikanten herab. Dem Acker wird damit seine sittliche und seine lebensgesetzliche Aufgabe genommen; denn auf dem Acker müssen neben den Feldfrüchten noch die Ethik, die Tugenden des Fleißes, der Arbeits- und Verantwortungsfreudigkeit, der Frömmigkeit, der Sparsamkeit u. dgl. gedeihen. Auch Zucht und Ordnung, gute Sitten und vor allem die Ehrfurcht sollen auf den Fluren der Ländlichkeit aufgehen, um zu herrlichen Früchten heranzureifen. Der neue Dorfgeist steht hier vor schweren, aber schönen Aufgaben, die gelöst werden müssen, um dem Bauerntum zum besseren Ansehen zu verhelfen. Dazu ist die Herstellung der Verbindung des Menschen mit dem Grund und Boden mit aller Kraft anzustreben. Gewiß ist das Landleben reich an saurer Arbeit, dafür aber ganz arm an Genüssen und Vergnügungen. Verliert dazu noch der Bauernstamm die Verbundenheit zum Boden, so ist es nur zu verstehen, wenn die Bauernkinder ihr vereinsamtes Dorfdasein mit dem geräuschvollen und rasch fließenden Leben der Stadt zu gern vertauschen. Darin ist die Ursache der „Landflucht" zu suchen, die zu einer Ueberfüllung der Städte und Industrieorte und zu der jetzt so starken Arbeitslosigkeit führen mußte. Eine üble Folge davon war die „Entvölkerung" der Dörfer. Hierbei kam es auf das Dienstpersonal des Rittergutsbesitzers noch nicht so sehr an, obwohl sich darüber streiten läßt, ob es für die Kultur von größerer Bedeutung ist, wenn die Leute durch schwere Feld- und Hofarbeit ausgenutzt werden oder sich in Fabrikbetrieben ruinieren. Aber darauf kommt es an, daß dem Bauernstande, der auf der eigenen Scholle sitzt, viele und vielleicht die besten Kräfte entzogen werden, und damit muß das Landvolk als Quelle der besten Volkskraft und Volksgesundheit versiegen. Nur ein neuer, gesunder Dorfgeist vermag die Landflucht einzudämmen.

Und wer Augen hat zu sehen, der wird wahrnehmen müssen, daß auch der alteingesessene Bauernstand seiner sicheren Entwurzelung und Auflösung entgegengeht, weil er eben seine Verbindung mit dem Grund und Boden aufgab; denn in sehr vielen Fällen sieht das bäuerliche Leben seinen Sinn in einer größtmöglichen Befriedigung der leiblichen, der irdischen Bedürfnisse. So mit einem Auge schielen viele Bauern nach den Genüssen der Stadt, nach Bildung, deren Inbegriff so ein Auto ist, nach feiner Kleidung und nach feinen Umgangsformen der feinen Stadtherren. Nur die Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, vielleicht auch die Tatsache, dort einen Chef als Herrn über sich anerkennen zu müssen, hält sie ab, ihr einfaches, aber doch gesichertes und vor allem unabhängiges Dasein auf dem Dorfe gegen ein solches in der Stadt zu vertauschen.

Immerhin fühlt sich mancher Bauer des Dorfes doch verpflichtet, dem Fortschritt, der Kultur, ein Opfer zu bringen, indem er den durch Menschenalter erprobten Hausrat seiner Väter in eine Rumpelkammer des Bodenraumes befördert und sich in Wohnungseinrichtung und Kleidung der des städtischen Mittelstandes angleicht. Das sind ahnungslose Geschmacksverirrungen, die ein neuer Dorfgeist zu verhindern suchen müßte.

Eben dieser Geist müßte sich ernstlich angelegen sein lassen, die Dorfkultur rein zu erhalten. Dieselbe kann aber nicht darin bestehen, daß die Bauern ihre alten Trachten aus den Schränken herausholen, Spinnstuben einrichten und die alten Bräuche wieder beleben. Diese kraftvollen Aeußerungen des Dorflebens sind vorüber und lassen sich nicht mehr einholen. Es soll auch nicht untersucht werden, welche Kräfte sie erschlagen haben. Die neue Dorfkultur muß vom Innern der Bauern wieder neu aufgebaut werden. Den Dörfern fehlen die Badehäuser, für welche der neue Dorfgeist besorgt sein müßte. Die Bauernarbeit macht schmutzig, denn beim Ausstreuen des Handelsdüngers wie Thomasmehl und Kalkstickstoff kann man sich beim besten Willen nicht sauber halten. Wie wohltuend würde so ein Dorfbadehaus auf die Reinlichkeit und auch auf die Gesundheit der Dorfbewohner wirken. Einst waren die Landgemeinden ein wirtschaftlicher, rechtlicher, sozialer Verband mit guter Fürsorge für die Aermeren, jetzt sind sie bloß ein von oben her vielregierter Verwaltungsbezirk. Den Ortsarmen werden monatliche Geldunterstützungen bewilligt, die den Schweiß des Bauern stark belasten. Vielfach sind diese Armen sozusagen nur „flügellahm", die immer noch leichte Heimarbeiten ausführen können. Das Federschleißen wird noch wie einst betrieben. Hinzukommen könnten noch das Ausbessern von Säcken, Besenbinderei, Korb- und Strohflechterei. Auch ein hergerichtetes Ackerbeet könnte von ihnen noch bearbeitet werden. Ein Kapitel für sich bildet die Arbeitslosenfürsorge. Am beliebtesten sind die Belieferungen mit fertigen Ackerprodukten oder gar die Einrichtungen von Suppenküchen, die ein Etat der Dorfgemeinden gar nicht tragen kann. Dabei sind diese Menschen gesund und arbeitsfähig, und Acker gibt gibt es noch genug um jedes Dorf, welcher von den Arbeitslosen bearbeitet werden könnte. Hier steht der neue Dorfgeist vor großen und recht schönen Aufgaben. Denn er könnte entwurzelte Menschen mit dem Grund und Boden in Verbindung bringen, was unserer Zeit der wirtschaftlichen Not so überaus nützlich wäre.

Der neue Dorfgeist muß auch den Bauern zum Bewußtsein bringen, wer sie eigentlich sind und welche wahre Aufgaben sie zu erfüllen haben. Sie betrachten sich einzig als die Ernährer weiter Volksschichten. Das genügt nicht. Ein knorriger, fest verwurzelter Bauernstamm muß noch als Bewahrer guter Kultur und Sitte wirken, und dazu ist er völkerpolitisch von hohem Wert. Bauern müssen sich deshalb mit der Geschichte ihres Standes und ihres Volkes gut vertraut machen, um damit das Heimatgefühl zu stärken und die weltgesetzlichen Zusammenhänge von Mensch und Umwelt zu erfahren. In Deutschland z. B. sucht man dieses Ziel durch die Bauernhochschulen zu erreichen. Bei uns fehlen sie, deshalb muß zu entsprechen-

den Büchern und Fachschriften gegriffen werden, um durch Selbststudium sich fortzubilden.

Eine gute Volkswirtschaft ist erst dann in Ordnung, wenn jede einzelne Haushaltung sich in dem besten Zustande befindet. Die Seele des Haushalts auf dem Lande ist die Hausfrau. Ihre Aufgaben sind so vielseitig und so wichtig, daß sie dafür vorgeschult werden müßte. Leider kennt man auf den Dörfern keine Haushaltungsschulen für Mädchen, und der neue Dorfgeist steht auch hier vor einer dankbaren Aufgabe.

Der neue Dorfgeist müßte auch das Bauwesen auf dem Lande beeinflussen. Doch ist dieses Kapitel so wichtig und so umfangreich, daß darüber eine besondere Abhandlung geschrieben werden muß.

Auch die Dörfer wollten allen denen, die im Weltkriege ihr Leben hingegeben haben, einen Dank abstatten. Dieser Gedanke führte zur Errichtung von Denkmälern in den Landgemeinden, die in den Dorfcharakter gar nicht hineinpassen; weil sie schon zu langweilig sind. Der neue Dorfgeist müsse für eine bessere Ehrung dieser Dorfhelden sorgen. Eine Soldatenglocke müßte im Turme des Dorfkirchleins hängen, welche mit den Namen der Gefallenen zu zieren wäre. Allwöchentlich einmal müßte sie als Glocke des Engels des Herrn erschallen, um die Eltern, soweit sie noch leben, die Geschwister und die Blutsverwandten an die Kämpfer für das Wohl der Daheimgebliebenen im stillen Gebete sich zu erinnern. Dem ehernen Mund einer solchen Erinnerungsglocke würde ein wahrhaft christlicher Dorfgeist entströmen.

Sackaufhalter beim Getreideschütten

In den bäuerlichen Wirtschaften kennt man keine Sackaufhalter. Man verwendet dazu gewöhnlich eine Menschenkraft. In Getreidehandlungen, Mühlen oder auf Gütern sind wiederum Sackaufhalter im Gebrauch, die entweder an der Waage oder am Sackkarren angebracht sind, oder sie stellen besondere Gerüste dar. Letztere sind in den bäuerlichen Anwesen, die meist sehr beengt sind, gar nicht vorhanden, oder aber sie würden sich meist hinderlich erweisen. Viel praktischer sind dafür die Töpfe von ausgedienten Einkochapparaten und auch andere große Töpfe, wie sie im Haushalt zum Kochen von Wäsche, Schweinefutter usw. verwendet wurden. Sind diese Töpfe nach dem Durchbrennen oder Durchrosten unbrauchbar geworden, so stemmt man mit Meißel und Hammer den Boden so heraus, daß ein etwa ein Zentimeter breiter Bördelrand davon am Topfe bleibt, damit er seine Versteifung behält. Den so zurecht gemachten Topf setzt man nun als Aufhalter in den zu füllenden Sack und schaufelt ihn voll. Nachher faßt man den oberen Sackrand samt dem Topf und zieht Sack und Sackaufhalter zwecks Entleerung hoch, setzt dann den Sackaufhalter auf den entleerten Inhalt und schaufelt ihn wieder voll. Der zu füllende Sack bleibt dabei auf der Waage stehen, weil das Gewicht des Sackes und des Aufhalters vorher leicht ausgeglichen werden kann. Nach einigem Einarbeiten weiß man auch, wieviel der Sackaufhalter von jeder Getreideart faßt, wie oft er vollgeschaufelt werden muß, um das gewünschte Gewicht im Sack zu erhalten. Dieser Sackaufhalter kann somit die Waage ersetzen, wenigstens bei Futtergetreide oder Kraftfuttermitteln, soweit sie in der eigenen Wirtschaft verwendet werden, wo also die Menge nicht so genau abgewogen zu werden braucht. Dieser austarierte Sackaufhalter ist besonders beim Verwiegen der künstlichen Düngemittel äußerst brauchbar, da er die Waage gut ersetzen kann, die davon zu stark rostet und in diesem Zustande nicht genau wiegen kann.

Da es an ausgedienten Töpfen in keiner Wirtschaft fehlt, so kann auf jedem Boden und in jeder Kammer ein besonderer als Sackaufhalter hergerichteter Topf stehen, der dann manchen unnützen Weg spart. Dieser handliche Sackaufhalter kann nebst Sack und Schaufel von einer Person von einem Ort zum andern bequem mitgenommen werden. Bei der Waage müssen dann immer zwei Personen in Bewegung gesetzt werden, deshalb sind solche Töpfe als Sackaufhalter äußerst praktisch und ersparen viel Zeit.

a.

Aussetzen von Krebsen

Einst zeichneten sich unsere fließenden Gewässer durch einen großen Reichtum an Krebsen aus, der in dem letzten Jahrzehnt bis zur völligen Vernichtung der Krustentiere zurückgegangen ist. Schuld daran war die Unvernunft der Krebsfänger, welche die Krebsweibchen nicht schonten. Industrieabflüsse mit ihren giftigen Beimengungen töteten. Die Krebse restlos in den Gewässern. Verheerend wirkte auf unsere Krebsbestände, die aus Frankreich eingeschleppte Krebsseuche, die als erloschen zu betrachten ist. Verschiedene Liebhaber von Krebsen haben diese Tiere in manchen Wiesenbächen angesiedelt, in welchen sie sich gut entwickelten,

Für die Aussetzung von Krebsen eignen sich am besten Tiere von 6—8 cm Länge. Beim Krebsbesatz rechnet man immer zwei Männchen auf drei Weibchen. Bei stehenden Gewässern sowie Seen, rechnet man 200—300 Stück für einen Hektar, bei fließenden Gewässern rechnet man bis 2000 Stück auf einen Kilometer Wasserlauf. Bei kleinerer Besatzstärke muß auf den Beginn der Ernte zu lange gewartet werden — bis 10 Jahre — während damit bei einer ausreichenden Besatzziffer schon nach drei Jahren begonnen werden kann. Der männliche Krebs wächst rascher als das Weibchen. Der Krebs ist bekanntlich ein ganz merkwürdiger Geselle, der sich einer großen Beliebtheit bei dem Landvolke erfreute. Der Krebsfang bildete für die ländliche männliche Jugend einen schönen Sport, der ihr besonders die Nachmittage der Sonn- und Feiertage in den Sommermonaten verschönte. Schon aus diesem Grunde müßte die Krebszucht in den Wiesen- und Mühlbächen wieder eingeführt und gefördert werden. a.

Erkennungszeichen eines frischen Eies

Beim Durchleuchten erscheint die Dotterfarbe eines frischen Eies heller, beim älteren ist sie etwas rötlich. Diese Erscheinung findet eine Erklärung darin, daß der frische Dotter wie auch das ganze Ei noch mehr Wasser enthält, das dann durch die Poren der Schale allmählich verdunstet. Die einzelnen Teile des Inhalts verdichten sich und werden dunkler. Die Luftblase erweitert sich, weil auch der freie Raum im Ei größer geworden ist. Rein äußerlich betrachtet, erkennt man ein frisches Ei an der Schale. Sie hat beim frischen Ei ein stumpfes, glanzloses Aussehen und ist beim Aufschlagen noch weich. Beim älteren Ei dagegen hat die Schale ein glattes Aussehen und erhält dazu einen Glanz. Beim Aufschlagen ist sie härter als die des Frischeies, ist aber spröde und zerbricht dafür leicht in mehrere Stücke. Das nachträgliche Erhärten der Schale ist darauf zurückzuführen, daß der Kalk der Eierschale Kohlensäure aus der Luft angezogen hat. Die Schale wird dadurch immer dicker und, das Ei läßt sich daher nicht mehr so gut durchleuchten wie ein frisches.

a.

Abfischen der Teiche

Das Abfischen fällt in die Monate September bis November und richtet sich nach den Absatzmöglichkeiten, Preisen und der Fertigstellung der Winterrungen. Auch die Witterungsverhältnisse sind dabei zu berücksichtigen. Trübe Tage und frühe Morgenstunden sind zur Abfischung günstig.

Es ist nicht immer leicht, diese Gesichtspunkte mit dem Ablassen größerer Wasserflächen zu vereinbaren Hierbei spielt die Erfahrung eine große Rolle, die dann mitsprechen muß. Dabei muß der Wasserspiegel nur langsam gesenkt werden, was beim Vorhandensein von Mönchen erleichtert wird. Die Fische haben denn Zeit, sich in der sogenannten „Schlegelgrube" zu sammeln. Karpfen gehen dem sinkenden Wasser gern nach, nicht aber die Schleien, die auf dem Schlamm mit Vorliebe zurückbleiben. Bei ihnen muß immer eine Nachlese vorgenommen werden. Bevor die Fische in die Transportfässer verladen werden, müssen sie in Wasser gründlich abgespült werden. Erst die gereinigten Fische werden gewogen. Man soll die Fische wiegen, auch wenn sie nicht verkauft werden, um auf diese Weise eine genaue Rentabilitätsfeststellung gegenüber der Einsatzberechnung im Frühjahr zu erhalten.

Beim Einbringen der Fische in das Transportwasser sowie auch in die Winterung ist dafür zu sorgen, daß die Temperatur des Wassers dem Teichwasser angeglichen wird, da sonst Erkältungen mit ihren schädlichen Folgen unausbleiblich sind. a.

Wiesen mit zu vielem Bodengewürm

Derartige Wiesen kann auch der Maulwurf nicht mehr retten. Sollten aber diese Bergmänner in zu großer Zahl auf eine solche Wiese gewandert kommen, so würden sie durch ihre Gänge den Boden zu sehr aushöhlen und die Pflanzen unterwühlen. Diese verlieren dadurch ihren Halt und leiden an Wasser und an Nahrung Not, da die Wurzeln — sofern sie von dem Gewürm nicht schon zernagt sind — überall auf Hohlräume stoßen.

In solchen Fällen ist ratsam, die Wiese tief umzupflügen und nachher in bestimmten Zeitabständen zu eggen. Die Schädlinge werden dadurch nach oben befördert und fallen den Vögeln zum Opfer. Für ihre Vernichtung sind die Stare äußerst wertvoll. Deshalb müssen diese Arbeiten vorgenommen werden, so lange die Stare noch da sind. Auch streue man — namentlich gegen den Winter scharfe Düngemittel auf das Land, um damit die Schädlinge zu vergiften. Gewöhnlich sind solche Wiesen nicht zu naß und eignen sich zur Einsaat einer Halmfrucht, wofür sich Roggen und Hafer am besten eignen. a.

Eine Bodenkalkung bleibt vielfach unwirksam

Weshalb das der Fall ist, ergibt eine Bodenprüfung, die jetzt stark angestrebt wird. Dieselbe wird am besten beweisen, daß der Kalk mit dem Boden zu wenig vermischt wurde, oder aber nicht in solche Tiefen gedrungen ist, um die vielleicht sich dort befindliche Bodenversäuerung aufzuheben. Ferner muß bedacht werden, daß saurer Boden arm an Nährstoffen ist, und der Kalk allein nicht genügt, um den Boden zu verbessern. Neben Kalk müssen noch andere Pflanzennährstoffe dem Boden zugeführt werden. Besonders bezieht sich die Düngung des Bodens auf Kali, da eine frische Bodenkalkung die Aufnahme des Bodenkalis erschwert. Weiter kann der Humusgehalt des Bodens zu gering sein. Bei solchem Zustand wäre in demselben Jahre noch Stallmist zu geben, was durchaus möglich ist. Nur muß der Dünger erst dann auf das Feld herausgebracht werden, wenn der Kalk durch Löschen, Ausstreuen und Unterschälen oder gutes Eineggen in der Erde untergebracht ist. Andernfalls kann eine Gründüngung vorangehen, am besten in Form von gelben Lupinen oder Serradella, da diese Pflanzen auf kalkarmen Böden noch gut gedeihen. Sie bereichern den Boden mit den nützlichen Knöllchenbakterien, mit ihrem Stickstoffgehalt in einer den Pflanzen als Nachfrucht angenehmen Form. a.

Pflanzenbestand der Wiesen

Der Pflanzenbestand ist nur selten einheitlich. Beeinflußt wird er durch den Wechsel der Witterung, hauptsächlich aber durch wirtschaftliche Maßnahmen. Die Wiesenschnitte brauchen nur sehr früh oder spät zu erfolgen und der Pflanzenbestand wird darauf geändert. Wird bei dem letzten Schnitt spät gemäht, so leiden zarte Gräser darunter im Winter, und derbe, harte Gräser, sowie verschiedene Unkräuter kommen dafür hoch. Um diesem Übelstand vorzubeugen, soll in diesem Falle nicht mehr so kurz gemäht werden, wie sonst.

Vielfach läßt man auf die Wiesen im Herbste das Vieh gehen, und ist dieser zu lang, so werden sie zu stark abgeäst, wodurch besonders den Unkräutern der allergrößte Vorschub geleistet wird, weil sie sich entwickeln können, während gute Gräser mitunter noch mit den Wurzeln herausgezupft werden. Das muß daher vermieden werden, denn auch im Herbst ist eine Wiese zu schonen. a.

Tierbilder aus der Großstadt

Von Eva Adrian

Der Katzenvater.

In einem modernen Tierheim Berlins Im geräumigen Zwinger sitzt ein freundlicher alter Mann. Um ihn herum spielen, schnurren, tollen, fauchen, springen und schlafen eine ganze Herde von Katzen. Täglich verbringt er hier manche Stunde mit seinen vierbeinigen schnurrigen Freunden. Es ist ein alter Wärter im Tierheim, der schon manches Jahr sein Amt versieht. Er ist jetzt sechsundsiebzigjährig, Katzenwärter, und da er die Tiere über alles liebt, ist er mehr als das: der Katzenvater. Die Tiere, lauter Pensionäre in dem Heim, das sie bevölkern, lohnen ihm die Treue, mit der er für ihr Wohl sorgt, mit großer Anhänglichkeit. Sie ruhen auf seinen Knien, gähnen verschlafen, klettern auf seine Schultern, ohne das er ihnen wehrt. Groß und klein, dick und dünn, sind die Katzen, alt und jung, lebhaft oder gemütlich. Hier sind sie die Freunde, der Lebensinhalt eines Menschen geworden.

Die Heimatlose.

Die Ecke der kahlen Vorstadtstraße ist schwarz von Menschen. Ein Menschenauflauf. Was will das in der Großstadt besagen — hier ist doch alle Augenblicke etwas los.

Immer mehr Neugierige drängen sich herzu. „Was ist los?" fragen die Zuletztgekommenen und recken sich auf die Zehenspitzen, um über die Köpfe der vorderen Reihen zu schauen. „Eine Katze —" sagt jemand. Und da sieht man schon die Katze liegen: langausgestreckt, neben einem Kellerloch. Groß ist die Katze, jämmerlich mager, schäbig und zerzaust das graugetigerte Fell. Aber schön sind die glänzenden hellgrünen Lichter, die hilflos auf die Menschen starren. „Da sollt' doch was geschehn," sagt ein kräftiger Mann, der aussieht wie ein Chauffeur. Aber niemand weiß, was geschehen sollte. In diesem Augenblick hört man einen piepsenden, aber durchdringenden Laut aus dem Kellerloch dringen. Mit letzter Kraft reißt sich das Muttertier auf, um in den Keller, zu den Jungen zurückzukriechen „Den Tierschutzverein sollt' man anrufen..." sagt jetzt ein Mann zu dem Chauffeur „Aber das kostet was!" meint bedächtig eine Frau. „Ach wo —" sagt der Mann. „Die herrenlosen Tiere werden umsonst abgeholt. Ich weiß es genau." „Ich gehe telefonieren," sagt jetzt der Chaffeur und geht in eine Wirtschaft. Die Katze ist inzwischen im Kellerloch verschwunden. Man hört die jungen Kätzlein schreien. Ein junges Mädchen bringt ein Schüsselchen mit Milch und versucht die Katze herauszulocken. „Und was macht denn der Tierschutzverein mit der Katze?" fragt neugierig eine ältere Frau. „Nun natürlich wird sie getötet — was sollte wohl der Tierschutzverein machen, mit den hundert Katzen, die er täglich holen muß?" Bedrückt sehen die Menschen in das schwarze Kellerloch, wo die Katze verschwunden ist. „Getötet soll sie werden? Mit den Jungen? Nein —" sagt plötzlich die ältere Frau entschlossen. „Da nehme ich sie mir mit." Spricht's und geht nach einem Korb. Als das Auto vom Tierschutzverein ankommt, ist die Frau mit den Katzen längst fort.


Der 76 Jahre alte Wärter mit seinen Pfleglingen

Die Patienten.

Im Warteraum der Klinik geht es lebhaft zu. Nicht alle Fips und Strolchs und Pussis sind ruhig und gefaßt, sondern sie kläffen, jaulen, winseln und mauzen um die Wette. Senta, die schöne goldgelbe Boxerhündin, ist überfahren worden und hat Schwanz und Hinterpfote gequetscht. Jedesmal, wenn sie es wieder vergißt, und mit dem mißhandelten Schwanzstummel wedeln will, muß sie laut aufheulen vor Schmerz. Fips, der bärtige Schnauzer, verdreht die Augen und schmiegt die zuckende Nase an die Brust seiner Herrin. Ihm ist schwach. Wahrscheinlich hat er Staupe, der Arme, es kann auch der Wurm sein. Und der niedliche kleine Dackel in der Ecke hat bei einem Sturz aus dem Fenster ein Bein gebrochen. Und Pussi scheint gar die Reude zu haben. Sie blinzelt schläfrig in ihrem Korb. Eine Frau hat ein Huhn mitgebracht. Das Tierchen hat sich einen Scherben in den Fuß getreten, der herausgeschnitten werden soll. „Gagakgagak —" macht es aufgeregt, und sieht sich, flügelschlagend, entsetzt um. „Es ist mein bestes Huhn —" sagt die Frau seufzend. „Keine Henne legt soviel Eier, wie diese. Da hab ich sie doch nicht schlachten wollen.." Die Tür wird geöffnet. Da steht im weißen Kittel der Tierdoktor. Er lächelt beruhigend, aus Gewohnheit. Für jeden der kleinen widerspenstigen Patienten muß er freundliche Worte haben und manche List anwenden. Die Frau mit dem zitternden winselnden Fips verschwindet hinter der schicksalsschwangern Tür. Ein paar Augenblicke später taucht sie schon wieder auf, freudestrahlend: Es ist nicht Staupe, sondern nur der Wurm —" frohlockt sie flüsternd, zu ihrer Nachbarin gewendet. Die enteilt. „Bitte der Nächste —" schnarrt mit beruhigender Stimme der Weißkittlige. Da hinkt Senta schweifwedelnd und bellend hinter ihm drein.


Die Ozeanflieger Köhl und Hünefeld als Hundefreunde

Ferien im Tierheim.

„In diesem Jahr mache ich mir wegen Maxl und Peter keine Sorgen —" sagt die Hausfrau zu ihrer Bekannten. „Ich lasse sie im Tierheim. Da haben sie es gut und dabei ist der Preis mäßig. Noch einmal so gern reise ich, da ich diese Sorge los bin."

So geschieht es: das Auto kommt. Maxl und Peter werden abgeholt. Im Tierheim sind helle lustige Boxen. Guter Fraß und Suff. Schon am zweiten Tag läßt ihr Bellen nach. Sie tollen im Auslauf herum und sehen andere Hunde. Sie begreifen langsam, daß sie Ferien machen sollen. Ihre Erwartung täuscht sie nicht. Eines Tages — drei volle Wochen sind sie im Tierheim geblieben — da dürfen sie Wiedersehen mit Frauchen feiern.

*

Tiere — die kleinen Freunde — geben dem Menschen viel. Aber sie bedürfen auch unserer Dankbarkeit. Mit ihren treuen armen Blicken und Stimmen rufen sie unsern Beistand, Schutz und Hilfe an.

FÜR DIE JUGEND

Können Vögel bis zum Monde fliegen?

Ueber kaum eine andere Frage haben von jeher phantastischere Anschauungen geherrscht als darüber, welche Höhen Vögel zu erreichen vermögen. Man kann es den früheren Jahrhunderten nicht weiter verdenken, wenn damals sogar die Auffassung bestand, gewisse Vögel könnten bis nahe an den Mond und bis nahe an die Sonne fliegen. Hier war es in der Hauptsache die Gedankenwelt der Dichter, welche bestimmte Vögel derart unerhörte Leistungen vollbringen ließ und ein gutgläubiges Volk nahm solche dichterischen Gedankenflüge für Tatsachen.



Südamerikanischer Papagei

Es ist allerdings richtig, daß sich auch in späteren Zeiten noch Astronomen fanden, die ähnliche Beobachtungen im Fernrohr gemacht haben wollten. Den Nachprüfungen haben diese Wahrnehmungen jedoch nicht standgehalten. Bei dem heutigen Stande der Beobachtungen darf als sicher angenommen werden, daß ziehende Vögel im allgemeinen nicht über eine Höhe von 1000 Meter hinausgehen. Die alleräußerste Höhe wäre jedenfalls mit zweitausend Metern anzunehmen. Damit entfällt die Vorstellung, die lange vorherrschte: daß sich der Vogelzug weitab vom menschlichen Beobachtungskreise, in Höhen von zehntausend bis zwölftausend Metern, vollziehe. Dichterisch mag sich eine solche Idee vielleicht „recht reizvoll verarbeiten lassen, mit der Wirklichkeit jedoch läßt sie sich nicht in Einklang bringen.

Wenn zum Beweise dafür, daß Vögel bis zu ungeheuren Höhen aufstiegen, stets wieder der Kondor angeführt wird, der schon in beträchtlicher Höhe über dem Chimborasso beobachtet wurde, so darf vor allem einmal das Eine nicht vergessen werden: daß der Kondor von Natur aus eine besondere körperliche Angleichung an derartige enorme Höhen mitbekommen hat. Ohne diese körperliche Angeglichenheit jedoch kann ein Vogel kaum den ungewöhnlich schweren Bedingungen standhalten, welche die grimmigen Temperaturen und die überaus dünne Atmosphäre in bedeutenderen Höhen an ihn stellen würden.

Wie beträchtlich die Selbsttäuschungen waren, von denen man sich lange Zeit irreführen ließ, zeigen mit aller Prägnanz Ballonversuche, die neuerdings stattfanden Bei diesen Versuchen wurden ausgestopfte Sperber mit in die Höhe genommen, und zwar soweit, bis sie von der Erde aus nur noch als winzigste Punkte zu sehen waren. Man fand, daß dabei eine Höhe von etwa 660 Metern in Betracht kam. Wurde die Höhe von ungefähr 850 Metern überschritten, dann war der Sperber überhaupt nicht mehr von der Erde aus zu erblicken. Früher, bevor diese einwandfreien Ergebnisse der Ballonversuche vorlagen, gab man solchen winzigen Pünktchen eine Entfernung von 4000 bis 6000 Metern. Man hatte sich also um 3000 bis 5000 Meter verschätzt.

Horst Thielau.

Wärmeleitung und Wärmestrahlung

Ein interessantes Experiment läßt sich wie folgt anstellen: Man besorgt sich einen Stab aus Kupfer und einen aus Eisen. Die Stäbe sollen die gleiche Dicke und die gleiche Länge haben. Dann legt man sie, an den äußersten Enden durch Gewichte beschwert, so auf Holzblöcke, daß sie sich in der Mitte berühren. Hierauf stellt man auf der Rückseite, etwa in einem Abstande von vier Zentimetern zwei entsprechend hohe Brettchen auf. Ist dies geschehen, stellt man in genauen Abständen, so wie es unsere Abbildung zeigt, eine Art von Brücken zwischen den Holzbrettchen und den Stäben her und zwar durch Streichhölzer. Schließlich wird eine kleine Spirituslampe, die man unter dem Berührungspunkt der beiden Stäbe aufgestellt hat, angezündet Zum Erstaunen wird man nun feststellen können, daß die auf dem Kupferstab liegenden Zündhölzer — ganz im Gegensatz zu den Streichhölzchen der anderen Seite — sehr bald sich der Reihe nach entzünden und zwar wird sich beim Entzünden eine auffällige Gesetzmäßigkeit ergeben. Die Gesetzmäßigkeit des Aufflammens wird sich besonders deutlich zeigen, wenn man den Vorgang unter Zuhilfenahme einer Sekundenuhr beobachtet.



Selbstverständlich muß bei dem Experiment durch die Fernhaltung leichtverbrennlicher Stoffe einer Feuersgefahr vorgebeugt werden.

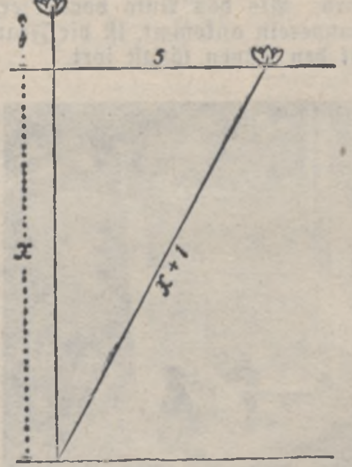
Wenn sich die über dem kupfernen Stab liegenden Streichhölzer auch verhältnismäßig bald entzünden, so wird vielleicht doch der eine oder andere einzuwenden versuchen, daß das Aufflammen der Zündhölzer „eigentlich doch viel zu spät erfolgt", denn, so hat schon manch einer eingewendet, „die Fortpflanzung der Wärmestrahlen geht doch in der Sekunde mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern vor sich".

Wie ist dieser vermeintliche Gegensatz zu erklären? Sehr einfach dadurch, daß bei unserem Experiment nicht die Wärmestrahlung, sondern die Wärmeleitung eine Rolle spielt.

Die Warnung einer Lotosblume

Auf dem Hoangho schaukelte ein Kahn mit zwei Chinesen. Nach einer Weile meinte der eine Chinese: „Nimm mirs nicht übel, wenn ich dich auf einige Minuten allein lasse, denn ich möchte mal wieder ein Bad nehmen."

„Unter keinen Umständen aber an dieser Stelle", sagte entsetzt der Andere, „denn du würdest, da du des Schwimmens unkundig bist, ganz bestimmt ertrinken. Hier die



Lotosblume, die eben der Wind zur Seite gebogen hat, warnt dich! Die Bewegung der Blume zeigt, daß es hier zu tief ist, so daß du ohne Zweifel umkämest".

„Es ist doch ganz unmöglich", gab der Zweite zur Antwort, „daß du aus der Bewegung der Lotosblume die Wassertiefe errechnen

„Nur weil du den pythagoräischen Lehrsatz nicht kennst, kannst du das anzweifeln. Da die Lotosblume, bevor sie der Wind seitwärts auf die Wasseroberfläche drückte, einen Fuß hoch über die Wasseroberfläche hinausragte, und dann beim Seitwärtsbiegen eine Strecke von fünf Fuß zurücklegte, läßt sich aus den beiden Zahlenwerten (ein Fuß und fünf Fuß) ohne weiteres die Tiefe des Flusses an dieser Stelle berechnen."

Es ist in der Tat so, wie unsere größere Jungen, die bereits in der Mathematik Bescheid wissen, unschwer einsehen werden. Durch das Seitwärtsdrücken der Lotosblume wurden nämlich die Grundlagen für ein Dreieck geschaffen, so daß die Berechnung der Wassertiefe eine Kleinigkeit ist und zwar auf Grund folgender Gleichung:

$$(X + 1)^2 = X^2 + 5^2$$
$$X^2 + 2X + 1 = X^2 + 25$$
$$2X + 1 = 25$$
$$2X = 24$$
$$X = 12$$

Die Rechnung ergibt also, daß der Fluß an dieser Stelle insgesamt zwölf Fuß tief war.

Das Los Nr. 35 125

Auflösung

Greckel war ungemein täppisch vorgegangen, denn der Beamte erkannte sofort, daß die Zahl 35 125 auf bestimmte Worte des Textes hinwies, daß die 3 auf das dritte Wort in der ersten Zeile, die 5 auf das fünfte Wort in der zweiten Zeile, die 1 auf das erste Wort in der dritten Zeile usw. anspielte. Es ergibt sich auf diese Weise: „Schachtel — Scheine — Keller — rechte — Ecke". Damit war der Platz, wo die gestohlenen Geldscheine versteckt lagen, klipp und klar verraten.

Karl der Kleine

Roman von **Wolfgang Marken**

(15. Fortsetzung.)

Da tönt die Schiffssirene.

Kapitän Stiepel tritt auf die Kommandobrücke und gibt seine Befehle. Ein Schlepper zieht den Frachtdampfer aus dem Hafen.

An der Reling aber stehen zwei junge Menschen und schauen noch einmal zurück auf Montevideo, die schöne Stadt, die in ihren Erinnerungen einen breiten Raum einnehmen wird.

Auch an Angelica denkt Karl, und Tränen treten in seine Augen.

„Schlaf wohl, du reine Blume!"

6.

Karl von Große sitzt in seinem Büro und rechnet.

Er hat schwere Sorgen. Der Betrieb muß verkleinert werden, denn es war nicht möglich, die Militärlieferungen wieder zu erhalten. Was hat er alles getan, von Pontius zu Pilatus ist er gelaufen! Nichts hat es genützt.

Wohl ist es gelungen, in zahlreichen Militärkantinen Abnehmer zu finden, aber das war kein Ausgleich.

Ein Unglück kommt selten allein.

Die Großbank, bei der Karls Betriebskapital und Gretes Privatvermögen deponiert war, hatte falliert.

Was von den hundertfünfundvierzigtausend Mark Betriebskapital und den achtzigtausend Mark Gretes herauskommen würde, war unbestimmbar.

Bei der letzten Lohnzahlung hatte er Mühe, das dazu nötige Geld zusammenzubringen.

Von seinem Vater konnte er nichts erhalten, der war als Aufsichtsrat der betreffenden Bank selber in Mitleidenschaft gezogen. Es bestand sogar die Gefahr, daß er mit seinem Vermögensanteil, der bei anderen Banken lag, herangezogen wurde.

Aber Große war trotzdem nicht verzagt.

Er hatte schon schlimmere Situationen überstanden.

Nur eine Freude hatte er in der letzten Zeit gehabt.

Seine Mannschaft hatte die Berliner Meisterschaft gemacht und stand jetzt vielverheißend in der Vorrunde.

Und nun kam noch eine Freude dazu: Schwiegervaters Telegramm, das besagte, daß er mit Karl und Thomas in Blanca wohlbehalten gelandet sei und sich auf der Rückreise befinde.

Also würde man sie recht bald wiedersehen!

Grete und Minna haben geweint, Luise, der Fratz, aber gelacht, als das Telegramm eintraf.

Und nun warteten sie alle voll Sehnsucht auf die Ausreißer.

Minna war am aufgeregtesten von allen.

Am 15. August traf August Bolle ein . . . allein.

„Wo ist Karl?" lautete die erste Frage.

„Karlchen?" sagt Bolle bedeppert. „Der Schlingel kam nicht mit. Der wollte sich erst noch en bißchen die Welt ansehen. Die beiden Jungens sind von Blanca aus über die Anden nach Valparaiso, und von dort möchten sie nach Australien und dann nach Japan."

Die Familie sieht sich entgeistert an.

„Ja, aber . . . haben sie denn Geld?"

„Karlchen hatte noch an die zehn Mille, als wir Abschied nahmen. Er hat in Montevideo nich ville verbraucht. Und dann habe ich ihm noch fünftausend Mark dagelassen!"

„Das ist ja nett!" seufzt Große, dann lacht er: „Verflixte Bengels! Die haben mehr Unternehmungsgeist als ich!"

„Ihr müßt euch man kene Sorje machen, Kinda! Die Jungens . . . knorke . . . ihr wißt doch, det . . . nee, det könnt ihr ja nich wissen . . . Karlchen hat zwee Polizeiers in Montevideo niederjeboxt, und da hat man ihn ausjewiesen."

„Nee, der Junge! Wat der noch anrichten wird!" jammert die Großmama.

„Wat denn, Minneken, der weeß, wat er will. Und een Respekt haben se vor dem! Der Stiepel, wie een Prinzen behandelt der ihn. Jawoll! Herrjott, am liebsten wäre ick mit die Jungens weiter durch die Welt jezogen . . . aba ick hatte Sehnsucht nach eene Schmalzstulle von dich, Minneken!"

Die ist ganz gerührt.

„Mein juter Aujust!"

„Wir haben hier auch allerhand erlebt!" seufzt Große. „Du hast doch gehört, daß unsere Bank pleite ist!"

„Ja, leider, det habe ich jehört!" seufzt Bolle. „Da jeht's wohl jetzt een bißken harte her, wat? Haste denn die Militärlieferungen wieda?"

„Nein, nichts zu machen! Was ich auch angestellt habe. Nichts zu wollen."

„Morjen gehe ick zum Minista! Der hat's mich doch vasprochen."

„Das Kabinett ist aber neu gebildet worden. Wir haben jetzt einen anderen Minister für die Wehrmacht."

„Wer is denn det?"

„Der frühere Wohlfahrtsminister Kalb!"

„Det is böse! Da is nischt zu machen!"

Bolle überlegt. „Weeste, Karl, denn werde ick Manfred rüberkabeln, det er die Hunderttausend locker macht, die er damals durchjebracht hat. Det kann er doch!"

„Das wäre ein Gedanke, Vater!" sagt Karl erleichtert. „Wir müssen Betriebskapital haben. Die hohen Bankzinsen kann ja kein Mensch bezahlen."

„Is jut, ick kable!"

Nach zwei Tagen war das Geld bei einer Berliner Großbank angewiesen. Karl von Große atmete auf.

* * *

Und wo waren die Jungens?

Die lagen um die Zeit im hohen Grase der Pampas, und ihre Pferde weideten in ihrer Nähe.

Sie ruhten unter einem Sternenhimmel von noch nie geschauter Pracht, der ihnen schier die Augen blendete.

Karl sagte verträumt: „Was ist das ganze Treiben der Menschen gegen diesen Wunderanblick. Ach . . . es ist ja alles nicht so wichtig!“

Sie zogen von Hazienda zu Hazienda, von Ranch zu Ranch. Waren hier und da Gäste, oft aber war der Himmel ihr Dach.

Sie lernten die Reitkunststücke der Gauchos, wurden Meister im Lassowerfen, schrien den Jubel ihres Lebens, ihrer Jugend hinaus in die Weite.

Sie vergaßen, was hinter ihnen lag, sie waren nur jung und genossen die köstliche Freiheit in vollen Zügen. Sie schwitzten, sie froren, sie hungerten auch einmal, denn oft ritten sie tagelang, ohne einen Menschen zu sehen, geschweige denn eine Ansiedlung.

Valparaiso gefiel ihnen wunderbar.

Mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit der Jugend nahmen sie das viele Neue und Interessante, das sich ihnen bot, auf.

Von Valparaiso reisten sie nach Hawai.

Dort verlebten sie eine paradiesisch schöne Zeit. Unter der Anleitung der eingeborenen Schwimmer, die in die Brandung schwammen, wurden sie schnell Meister im Schwimmen. Die tollsten Wasserkunststücke machten sie mit. Bald waren sie überall beliebt.

Aber Hawai war ein teurer Strand. Das spürten sie nach kurzer Zeit. Obwohl sie alle unnützen Ausgaben vermieden, war ihr gemeinsames Vermögen doch rasch auf neuntausend Mark zusammengeschmolzen.

Karl überlegte nicht lange, sondern beschloß, einen Dampfer nach Japan zu benutzen.

Die Freunde unterhielten sich mit einem Schiffsoffizier vom Dampfer „Hollywood“, der von San Franzisko kam und drei Tage Aufenthalt hatte. Als er ihnen den Ueberfahrtspreis nannte, schüttelte Karl den Kopf. Da blieb herzlich wenig übrig von ihrem Gelde.

„Sie möchten wohl gern nach Japan?“ fragte der junge Offizier, dem die beiden jungen Leute gefielen.

„Ja, das möchten wir, aber für soviel Geld nicht. Wir müssen sehen, ob wir einen Segler erwischen, der uns für weniger mitnimmt. Es kommt uns ja gar nicht darauf an, ein paar Handreichungen mitzumachen.“

„Hm . . . wir könnten ein paar tüchtige Kohlentrimmer noch gebrauchen!“

Karl sah auf Thomas, dann lachte er: „Diese Beschäftigung reizt mich ja herzlich wenig. Haben Sie nicht was anderes?“

„Was können Sie denn?“ fragte der Offizier, der den Namen O'Brien trug.

„Alles, was verlangt wird!“ sagte Karl. „Wir sprechen perfekt Französisch, Englisch, Deutsch und Spanisch.“

„Das ist ja allerhand, aber damit können wir hier sehr wenig anfangen. Können Sie nicht Japanisch?“

„So weit haben wir's noch nicht gebracht!“

„Es befindet sich nämlich Prinz Okama mit seinem Adjutanten an Bord. Der Adjutant ist erkrankt, und der hohe Herr langweilt sich nun sträflich, denn er spricht das Englisch so miserabel, daß ihn kein Mensch versteht. Der Kapitän würde sicher einen Dolmetscher für ihn engagieren, wenn er nur einen bekäme.“

Karl schüttelte den Kopf.

„Nein, da ist nichts zu machen! Immerhin haben wir uns schon eine Grammatik für das Japanische gekauft.“

„Sie sind beide Sportsleute?“

„Jawohl! Interessieren Sie sich für Fußball?“

„O sehr! Man hat aber leider zu selten Gelegenheit!“

„Haben Sie gelesen, daß vor einigen Monaten die Rovellers von einer deutschen Mannschaft geschlagen wurden?“

Die Augen des Offiziers funkelten.

„Ja, das habe ich gelesen und habe es den Engländern gegönnt. Sie müssen wissen, ich bin Irländer. Wir stehen nicht gut zu den Engländern. Ihr habt's ihnen mal gegeben!“

„Ich war der Mittelstürmer der Mannschaft!“

Der Offizier starrte Karl erstaunt und erfreut an:

Dann schüttelte er ihm die Hand: „Meine Hochachtung, Sir! Die Sportzeitungen waren voll des Lobes über den Kampf. Sie müssen ganz große Klasse sein.“

„Ich denke es, Mister O'Brien! Mein Freund ist ja nun kein Fußballer, der ist . . . Meister im Fallschirmabsprung von Deutschland.“

„Meine Hochachtung!“

Thomas guckte Karl an und schnappte nach Luft. Aber er nickte liebenswürdig.

„Es ist mir ein Vergnügen, zwei so hervorragende Spitzenkönner im Sport kennengelernt zu haben. Das muß ich dem Kapitän erzählen.“

Karl und Thomas sitzen am Strande und unterhalten sich in japanischer Sprache.

Das heißt, sie repetieren die paar Brocken, die sie gelernt haben.

Plötzlich hören sie hinter sich ein helles Frauenlachen.

Sie wenden den Kopf und sehen ein hübsches junges Geschöpf im eleganten Strandpyjama in Begleitung eines Japaners.

„Mein Prinz, wie finden Sie die japanischen Kenntnisse dieser Herren?“

Die beiden jungen Männer sehen sich an. Aha, der bewußte Prinz! Achtung, Chance wahrnehmen.

„Oh . . . welly good!“ sagt der Japaner in miserablem Englisch.

„Exzellenz!“ beginnt Karl munter. „Ein Wort aus Ihrem Munde ist uns eine Freude.“ Daran schließt er ein paar Brocken in japanischer Sprache an: Strand — Meer — wundervoll — Seereise — Japan — herrliches Land — kein Geld, hinzureisen.

Und fügt auf Englisch hinzu: „Gestatten, Exzellenz . . . my dear friend, Tom Krott, Meister im Fallschirmabspringen, ich habe die Ehre, der bekannte Fußballmittelstürmer von Deutschland zu sein, der die englische Roveller-Elf geschlagen hat. Karl von Große.“

Eine Verbeugung zu der Dame.

„Meine Gnädigste . . . es ist mir ein Vergnügen!“

Der gute Prinz hat die japanischen Brocken wohl verstanden. Er lacht die beiden jungen Männer an.

„Oh . . . sehl gudd . . . aufmelken . . .!“

Dann sagt er in japanischer Sprache ein paar Worte. Karl horcht auf und lächelt dann verbindlich. Auch er hat verstanden.

Vergnügen! — Gäste sein! — Japan willkommen!

Blitzschnell kramt er in seinem Gehirnkasten. Wie hieß denn gleich „Ja“? Endlich hat er es gefunden.

Sagt in japanischer Sprache, die Hand auf die Brust legend:

„Ja! Ehre! Deutschland Freund Japan!“

Der Prinz Okama scheint bester Laune zu sein. Er redet in japanischer Sprache auf die Freunde ein. Daß er sich freut, daß sie seine Gastfreundschaft annehmen, daß er sie japanisch lehren will. Ob sie Lust dazu hätten?

Karl versteht kein Wort, aber er erinnert sich, wie er mit dem alten Jochen Petersen, einem biederen Niedersachsen, der das unverständlichste Platt der Welt gesprochen hat, zurechtgekommen ist. Da hat er einfach immer „Ja“ gesagt, und das war gut so.

Also antwortet er mit dem liebenswürdigsten Gesicht der Welt dem Prinzen, der wie eine vertrocknete Zitrone aussieht, aber sonst ein ganz patenter Kerl ist, auf Japanisch fortgesetzt „Ja!“.

Der Prinz scheint entzückt.

Er klopft Karl beim Abschied freundlich auf die Schulter und lädt die beiden Freunde ein, seine Gäste zu sein.

* * *

O'Brien hat seinem Kapitän von den beiden fabelhaften deutschen Sportsmännern erzählt. Der Kapitän ist neugierig geworden und will sie kennen lernen.

Vielleicht nimmt er sie mit. Vier Sprachen sprechen sie? Also gute Dolmetscher. Flotte Kerle sind es auch! Die kann man brauchen.

Nun sucht O'Brien mit dem Kapitän die beiden Deutschen, und erstaunt sehen sie, wie diese mit dem Prinzen und der bekannten Filmdiva Yvonne Hartfield im Pavillon der englischen Kolonie am Strande sitzen.

O'Brien schüttelt den Kopf.

Er hört, wie der Prinz dauernd in japanischer Sprache auf Karl einredet. Karl sitzt ihm sicher und elegant gegenüber und scheint dem Gespräch aufmerksam zu folgen.

Und hin und wieder — erstaunt sieht es O'Brien — öffnet Karl den Mund zu einem Wort, und dann nickt der Prinz eifrig.

Der Kapitän tritt mit O'Brien an den Tisch der kleinen Gesellschaft.

Der Prinz lächelt dem Kapitän zu.

„Meine Freunde . . . meine Gäste! Ich . . . Passage!“

Sehr schlecht spricht er Englisch. Aber das versteht der Kapitän doch gleich.

Dann ladet der Prinz die beiden Offiziere mit einer Handbewegung ein, an seinem Tisch Platz zu nehmen.

Thomas plaudert angeregt mit der Filmdiva, die ihn als Fallschirmkünstler bewundert und allerhand Näheres über diesen Sport wissen möchte.

Thomas hat noch nie einen Fallschirm gesehen, außer in Bildern, geschweige denn, daß er einmal mit so einer Vorrichtung abgesprungen wäre und muß jetzt reden wie ein Fachmann.

Aber Jugend hat Phantasie, und Thomas beweist das.

Er spricht über alles vom Fallschirm, und Erlebnisse kommen da an den Tag, die er günstigstenfalls geträumt haben konnte.

Als die Diva schwärmt, daß sie ihn gern einmal abspringen sehen möchte, da gibt es Thomas denn doch einen Ruck, und er versucht, das Thema zu wechseln.

Der Kammerdiener des Prinzen ist gekommen. Sein Erscheinen erinnert den hohen Herrn, daß es Zeit ist, seine Gebete und die anderen religiösen Zeremonien zu verrichten.

Er verabschiedet sich huldvoll von den beiden Freunden und folgt gravitätisch dem Diener ins Hotel.

O'Brien attackiert Karl sofort.

„Mister Große . . . Sie sprechen auch Japanisch?“

„Meine Hochachtung!“ sagt der Kapitän und schüttelt ihm und Thomas die Hand. „John Knox, auch Irländer, Kapitän der „Hollywood“! Ich freue mich außerordentlich, den berühmten Mittelstürmer zu begrüßen und den waghalsigen Fallschirmabspringer kennenzulernen. Aber, daß Sie Japanisch sprechen, Sir,“ wandte er sich an Karl, „das setzt allem die Krone auf!“

„Ich und Jpanisch sprechen?“ lacht Karl. „Ebenso kann's meine Großmutter!“

„Aber . . .!“

„Ich höre so andächtig zu, daß es ausschaut, als müßte ich jedes Wort verstehen . . . natürlich, das ist die Kunst.“

„Aber Sie sprachen doch auch manchmal?“

„Nur ein einziges Wörtchen, Kapitän. Ich sage zu allem „Ja“, und der hohe Herr freut sich.“

„Sie sind ein Prachtkerl! Man wird Sie in Japan mit allen Ehren empfangen; ebenso Ihren mutigen Freund.“

Der Kapitän versichert, daß er ihnen ganz exquisite Kabinen einräumen werde.

* * *

Am nächsten Tage begleitet der Prinz Okama Fräulein Yvonne Hartfield, die eine gute Schwimmerin ist, zum Strand.

Karl und Thomas schwimmen in die Brandung und sind wie muntere Delphine.

Viele erfreute Augen beobachten die Wasserkünste der beiden Männer und klatschen Beifall.

Was sind das für prächtige Gestalten! Prinz Okama ist ganz begeistert. Als sie wieder an Land kommen, da versichert er ihnen ein um das andere Mal, wie er sich freue, mit ihnen zusammen nach Japan zu reisen.

Am nächsten Tag geht die „Hollywood“ ab.

Karl und Thomas befinden sich an Bord und sind recht vergnügt. Sie haben all das Ernste, das hinter ihnen liegt, vergessen, wollen es jetzt vergessen, wollen nichts anderes sein, als jung, denn es gibt ja nichts Schöneres, als jung zu sein.

Sie leben sorglos in den Tag hinein, treiben allen möglichen Sport und werden bald die Lieblinge aller Mitreisenden, ganz besonders der Kinder. Die sind immer um sie versammelt und gleich begeistert, wenn Karl und Thomas sich mit ihnen abgeben.

Nur eine ernste Beschäftigung haben sie: Sie lernen Japanisch. Es ist eine vertrackt schwere Sprache, und der liebenswürdige Prinz, der das Englische so schlecht beherrscht, ist kein guter Lehrer, aber nach wenigen Tagen unterstützt ihn sein Adjutant, Oberleutnant Ko'ais, ein Mann Mitte der Dreißig, sehr ernster Natur, der erst den beiden neuen Freunden des Prinzen

fast feindselig gegenüberstand, den aber Karls natürliche Liebenswürdigkeit schließlich auch bezwang. Er erkannte bald, daß er es mit zwei absolut ehrenhaften jungen Männern zu tun hatte, und die Feindseligkeit verwandelte sich bald in vertrauensvolle Freundlichkeit.

Oberleutnant Ko'ais spricht das Englische ausgezeichnet, kann sogar etwas Deutsch, ja er vermag selbst das „R" leidlich auszusprechen, das der Prinz beharrlich in „l" verwandelt, weil es seiner Zunge nicht gegeben war, es zu formen.

Also der Adjutant beteiligt sich mit an dem Unterricht und ist erfreut, daß sich schon eine leichte Konversation führen läßt, als sie noch acht Reisetage von Nagasaki entfernt sind.

Karl und Thomas hatten für Sprachen eine ganz besondere Begabung.

Jetzt versuchte einer den anderen im Japanischen zu übertrumpfen.

Der Prinz ist sehr zufrieden und versichert, daß sie schon recht gut plaudern, er sei überzeugt, daß sie sich in seiner Heimat vervollkommnen und bald wie richtige Japaner sprechen würden.

Daran glaubten ja nun Karl und Thomas zwar nicht, da hatten sie vor den Schwierigkeiten dieser Sprache zu viel Respekt. Immerhin, sie konnten einander guten Tag und eine gesegnete Mahlzeit wünschen, konnten sich nach dem gegenseitigen Wohlergehen erkundigen, über das Wetter sprechen und so verschiedenes mehr.

* *
*

In Nagasaki nahmen Karl und Thomas Abschied von ihren neuen Freunden auf der „Hollywood" und folgten dem Prinzen Okama als seine Gäste in die Residenz nach Tokio.

In Tokio verlebten sie glückliche Tage. Die japanische Gesellschaft nahm die jungen Freunde des Prinzen Okama mit größter Herzlichkeit auf.

Auch die sportlichen Kreise Tokios empfingen sie mit allen Ehren.

Karl mußte in einer Fußballmannschaft antreten und zeigte als Mittelstürmer eines Tokioer Klubs Meisterleistungen, die die Japaner begeisterten.

Anders erging es Thomas. Karl hatte ihm mit seinem „Meister im Fallschirmabsprung" eine nette Suppe eingebrockt. Prinz Okama wollte ihn unbedingt abspringen sehen.

Thomas konnte sich nicht weigern, wohl oder übel mußte er in den sauren Apfel beißen, ließ sich in ein Flugzeug verfrachten und sprang aus einer Höhe von viertausend Metern mit dem Fallschirm ab.

Als er die ersten hundert Meter stürzte, verlor er fast die Besinnung, bis sich der Fallschirm ordnungsgemäß öffnete.

Es gab einen Ruck, der Thomas durch den ganzen Körper ging und ihn wieder munter machte.

Und mit einem Male, als er spürte, daß er sicher schwebte, war alle Benommenheit wie weggeblasen, er empfand das neue Erlebnis mit der ganzen Freude seiner Jugend.

Ah . . . was war das für ein herrliches Gefühl, im Aether zu schweben!

Als sich der Fallschirm der Erde näherte, paßte Thomas gut auf und landete sicher, ohne sich etwas zu verknacksen.

Mit Begeisterung wurde er empfangen, und noch zweimal sprang er an diesem Tage ab, so sehr ihn auch Karl warnte, die Sache nicht zu übertreiben.

Karl hatte aber auch Lust bekommen, einmal abzuspringen, doch der Prinz bat ihn, es mit Rücksicht auf das morgen stattfindende zweite Fußballwettspiel nicht zu tun.

Das große Spiel sah Tokio gegen die berühmte Mannschaft von Osaka im Kampfe. Die Mannschaft von Osaka war die beste von Japan und hatte in Taruta als Mittelstürmer, Oha'Ki als Verteidiger und Mkati im Tor drei ganz große Spitzenkönner.

Karl freute sich auf die große Aufgabe, und Tokio erlebte einen Triumph wie noch nie. Mit Karl schlug Tokio die berühmte Mannschaft von Osaka 6 : 3. Karl schoß vier Tore, drei davon waren seine berühmten Bomben, die auch hier alle verblüfften.

Dem Spiel wohnte auch die kaiserliche Familie bei. Der Kaiser selbst wurde erst in den nächsten Tagen aus der Mandschurei zurückerwartet.

Die Kaiserin von Japan zeichnete die beiden jungen Deutschen durch ein längeres Gespräch aus.

Prinz Okama kündigte seinen Freunden an, daß er sie in den nächsten Tagen dem Kaiser vorstellen werde.

* *
*

Wenige Tage später erfolgte diese Vorstellung, und damit war ein unverhofftes Ereignis verbunden.

Der Kaiser weilte bei seinem Vetter, dem Prinzen Okama, zu Gaste und lernte bei dieser Gelegenheit die beiden jungen Deutschen kennen. Er unterhielt sich sehr angeregt mit ihnen in französischer Sprache, die er ausgezeichnet beherrschte und staunte sehr, als er hörte, daß Karl und Thomas sich bemühten, die japanische Sprache zu erlernen.

„Es ehrt uns, meine Freunde, daß Sie sich für unsere Sprache interessieren. Wir hoffen, daß Ihnen Japan gefallen und in Ihren Erinnerungen einen guten Platz einnehmen wird."

„Wir sind sehr glücklich hier, kaiserliche Majestät!" versicherte Karl.

In diesem Augenblick entsteht draußen ein großer Lärm. Schreie gellen, ein paar Schüsse fallen. Kaiser und Prinz sehen sich bestürzt an.

Plötzlich wird die Tür aufgestoßen, und eine Schar Offiziere dringt ins Zimmer.

Sie schreien durcheinander, die Freunde verstehen nicht, was sie wollen.

Geistesgegenwärtig hat Karl mit einem Ruck den schweren Tisch umgerissen, der Kaiser und der Prinz haben sofort begriffen und kauern sich hinter ihm nieder.

Im nächsten Augenblick pfeifen schon die Kugeln.

Thomas schleudert seinen Stuhl gegen die Verschwörer.

Karl spürt einen stechenden Schmerz in der linken Schulter und fühlt das Blut rieseln. Aber unbeirrt reißt er den Revolver heraus und feuert rasch hintereinander auf die Attentäter.

Thomas tut's ihm nach.

Wüste Schreie, ein paar Angreifer sinken getroffen zu Boden. Die übrigen ziehen sich mit den Verwundeten zurück.

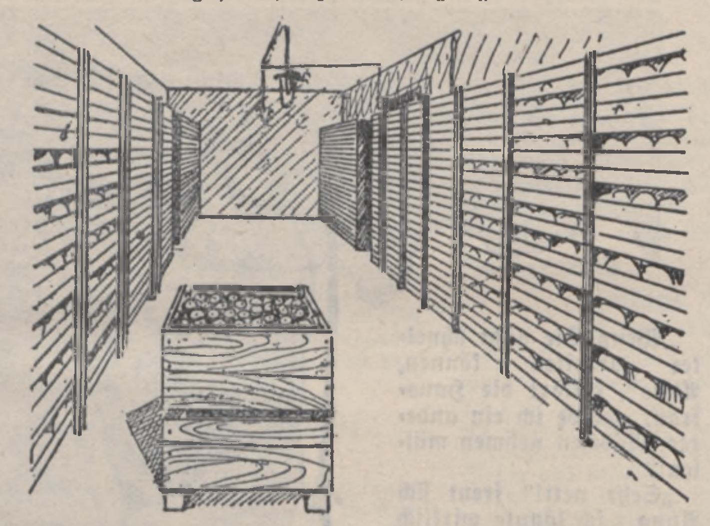
(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Kühllagerung von Obst

Für alle Früchte des Feldes und des Gartens besteht mindestens für die Hälfte des Jahres die Notwendigkeit der Lagerung. Je nach der Art der Früchte und der durch ihre Verderblichkeit bedingten Lagerfähigkeit entstehen für die Lagerung die verschiedensten Aufgaben. Wird die Lagerung nicht sachgemäß durchgeführt, dann entstehen hohe Verluste durch Schwund, Schädlingsbefall oder Fäulnis. Sucht der Landwirt das in der Lagerung liegende Risiko abzuwälzen, indem er seine Erzeugnisse gleich nach der Ernte verkauft, dann muß er wegen der Zusammenballung des Angebots gewöhnlich hohe Preisnachteile in Kauf nehmen. Aus dem Verzicht auf Einlagerung von heimischem Wintergemüse und Dauerobst ist zum großen Teil das Eindringen der ausländischen Konkurrenz zu erklären. Durch die Veränderung der Einkaufsmöglichkeiten der Verbraucher hat die Lagerhaltung in den letzten Jahren ein anderes Gesicht angenommen. Früher hielt der Stadthaushalt seinen Vorrat an Winterkartoffeln und an Winterobst; das ist heute sehr zurückgegangen; denn teils fehlt es den städtischen Verbrauchern heute am Geld, um sich für lange Sicht einzudecken oder es fehlt an geeigneten Lagerräumen. Man geht daher zur Kühllegung von Obst und Gemüse in großen Sammellagern über. Geeignete Lagerräume stehen heute vielfach leer. So haben infolge des Rückganges der Einfuhren die städtischen Lagerhäuser, die Kühlräume der Markthallen, die Kühlräume der Schlächtereien, Brauereien, Weinkellereien, vielfach leere Räume, die sie zur Obst- und Gemüseeinlagerung zur Verfügung stellen. Auch in den Erzeugungsgebieten wird man überall geeignete Lagerräume finden. Sofern darin bei künstlich erzeugten niedrigen Temperaturen eingelagert wird, muß mit Nachabsatz gerechnet werden können, denn kühlgelagertes Obst ist druckempfindlich geworden. In der Regel wird es daher vorgezogen, die Kühllagerung in den Verbrauchergebieten vorzunehmen. Ob man sich überhaupt zu ihr entschließt, ist eine Frage der Kalkulation; denn die Einlagerung in gemieteten Räumen kostet Geld und es fragt sich, ob die Vermeidung von Schwund oder Verderbverlusten sowie die Erzielung höherer Preise in den späteren Monaten die entstehenden Lagerkosten wettmachen kann. Seit einigen Jahren werden Versuche im großen über die Kühllagerung gemacht. Sie haben bisher ergeben, daß z. B. Aepfel, Kartoffeln und Zwiebeln länger als ein Jahr in ganz frischem Zustand erhalten bleiben, daß Kohl sechs bis neun Monate, Spargel zwei Monate und Tomaten sechs Wochen lang ihre Genuß- und Verkaufsfähigkeit behalten. Der Markt nimmt die Kühlware zu angemessenen Preisen auf.



Kennzeichnung der Ziegen

Ursprünglich war die Ziege das ausgesprochenste Weidetier. In großen und zahlreichen Herden hat sie seit dem Altertum die einst waldigen Berge der Länder um das Mittelmeer herum beweidet, die Wälder vernichtet und jene trostlose Einöde hervorgebracht, die zum Unglück jener Länder geworden ist. Wo sich die Ziegen der verschiedensten Besitzer zu Herden zusammenfinden, ist eine Kennzeichnung nötig, damit man sie sicher und leicht auseinanderfinden kann. Zu diesem ursprünglichen Bedürfnis nach Kennzeichnung ist heutzutage ein weiteres hinzugekommen, durch die modernen Anforderungen an den Zuchtbetrieb mit Zuchtbuchführung, Ahnentafeln und Abstammungsnachweisen und dergleichen mehr. Wenn man die Zuchtziegen und -Böcke der Buchführung unterwirft, muß man sie kurz, genau und eindeutig bezeichnen können, damit Verwechselungen ausgeschlossen sind. Es ist ein Vorzug, wenn aus der Kennzeichnung auch der Jahrgang des Tieres hervorgeht.

Das älteste Verfahren der Kennzeichnung, das man heute noch bei den Türken findet, und das man bei uns nicht mehr antreffen sollte, ist das Kerben der Ohren: es wird einfach ein Stück Ohr weg- oder ausgeschnitten. Abgesehen von der Verunstaltung der Tiere, ist diese Methode für Buchführungszwecke nicht ausreichend. Demgegenüber ist das Einziehen von Ohrmarken schon ein merklicher Fortschritt. Es gibt dabei zunächst das System der Knopfmarken, das sich aber nicht gut bewährte, weil sich Knopfmarken leicht lockern und auseitern. Wesentlich geeigneter sind die Bandmarken; sie sitzen enger am Ohr an und führen nicht so leicht Ohrschäden herbei besonders, wenn sie nahe dem Ohrgrund und nicht nach der Mitte oder gar nach der Spitze des Ohres zu angebracht worden sind. Man hat auch Rücksicht zu nehmen auf das Wachsen der Ohren bei jugendlichen Tieren Bekannt sind die beiden Systeme Citofix- und Krotalia-Marke. Doch auch hier sind unangenehme Nebenwirkungen nie ganz auszuschalten. Deshalb hat in der Kriegs- und Nachkriegszeit das Tätowieren immer mehr Eingang gefunden. Es ist die einfachste, haltbarste, schnellste und billigste Art der Kennzeichnung; die anfangs aufzubringenden Kosten für den Tätowierapparat (Zange und Zahlensatz) machen sich bald bezahlt. Zur Ausführung des Tätowierens gehört einiges Geschick; daher macht Generalsekretär Nauß folgenden Vorschlag: „Um bei diesem Verfahren ein flottes Arbeiten zu erzielen und ein Schreien und Hochspringen der Ziegen zu verhindern, ist die Ausführung der Tätowierung möglichst durch dieselbe Person innerhalb des Vereins oder Verbandes zu vollziehen, da Erfahrung, Uebung und Geschick hierbei von ausschlaggebender Bedeutung sind."

Es gibt schließlich noch eine letzte Möglichkeit der Kennzeichnung von Ziegen, die ganz schmerzlos ist und auch ein ganz müheloses Ablesen der Nummern gestattet, es ist die Benutzung von Halsbandmarken. Leider sind die erforderlichen Riemen und Halsbandnummern ziemlich teuer und die Gefahr von Verlusten und betrügerischen Vertauschungen nicht von der Hand zu weisen. Aber wer nicht tätowieren will, dem kann dieses Verfahren in erster Linie empfohlen werden.

Der erste Schritt ins neue Bienenjahr

Der Imker hat trotz der Entmutigungen des letzten Sommers das neue jetzt beginnende Bienenjahr vorzubereiten. Denn im August wird der Grundstock für die Leistungsfähigkeit der Völker im nächsten Frühjahr gelegt. Diesen Grundstock bilden die in diesem Monat schlüpfenden Jungbienen, die den Winter überdauern und im Gegensatz zu den älteren auch die Flugbienen des ersten Frühjahrs stellen. Je mehr also von diesen Winterbienen im August geboren werden, desto stärker und ungeschwächter werden, von außergewöhnlichen Einwirkungen während der Ueberwinterung abgesehen, die Völker die Frühjahrsentwicklung vorwärtsdrängen können, desto günstiger wird sich auch die Ausnutzung der frühesten Trachtquellen gestalten lassen. Und davon hängt mancherorts der Erfolg der ganzen Imkerei überhaupt ab. Deshalb müssen gerade jetzt die natürlichen Gegebenheiten durch Zweckmaßnahmen des Imkers bei der Förderung des Brutgeschäftes eine sinnvolle Ergänzung erfahren. Die Legetätigkeit der Königin muß durch die sogenannte Reizfütterung gesteigert werden. Dazu gehört nun etwa nicht nur, durch Reizfutter in Form von Honig- oder Zuckerwasser (im Verhältnis von 1 : 1), das in der ersten Augusthälfte in ¼ Liter großen Gaben gereicht wird, den Eierstock der Königin zu vermehrter Tätigkeit anzuregen, sondern vor allem auch die Verpflichtung für jeden Imker und Imkerverein, für entsprechenden Pollenvorrat, mangels natürlichen Vorhandenseins also für planvolle Anpflanzung bewährter Blütenstaubträger besorgt zu sein. Ausschlaggebend könnte auch hier wieder der Bauer unter den Imkern die Pollenerzeugung wie überhaupt die natürliche Brutreizung durch Stoppelsaat von Phazelia, weißem Senf oder Rübsen beeinflussen oder fördern."



Lies und Lach'!



General Potter war ein Grobian von echtem Schrot und Schorf. Bei einem Rundgang während des Manövers winkte er einen jüngeren Offizier heran, dessen Rangabzeichen in der Dunkelheit nicht zu erkennen waren.

„Ihr Name?"

„Schmidtmann."

„Hauptmann?"

„Nein, noch Leutnant — aber aus dem Holz geschnitzt, aus den man Hauptleute macht!"

„Schön, Leutnant Schmidtmann, wenn die preußische Armee Hauptleute aus Holz braucht, werden wir auf Sie zurückkommen!"

*

Guido Tielscher verfügt bekanntlich über einen durchaus nicht unbeträchtlichen Leibesumfang und soll daher auf den Rat seines Arztes hin die nächsten 3 Wochen vegetarisch leben. Er nimmt es sehr ernst mit den neuen Pflichten, unter die er auch seine Missionartätigkeit für die Rohkostbewegung rechnet. Neulich nun, während der dritten Woche, versucht er zunächst eine fruchtlose Bekehrung an Paul Westermeier (der hat es ja auch nicht nötig, noch dünner zu werden!). Dann entschwindet Tielscher beflügelten Fusses in die Kantine —, und als Westermeier nach einiger Zeit folgt, findet er Tielscher in einer abgelegenen dunklen Ecke über einem gespickten Hasenrücken „Na, ich denke, du ißt kein Fleisch mehr? Und was ist mit diesem Hasen?" — „Den esse ich nur aus Wut — weil uns die Biester im Garten den ganzen Kohl weggefressen haben!"

*

Mark Twain hielt bei einem Festessen einmal eine sehr witzige Rede Alles brüllte buchstäblich vor Lachen Hinterher hielt ein Rechtsanwalt noch eine kleine Ansprache Er hielt die Hände in den Taschen und begann mit den humoristisch sein sollenden Worten:

„Meine Damen und Herren! Soeben hat sich ein Wunder ereignet: Ein Humorist hat tatsächlich eine witzige Rede gehalten!"

Hier sprang Mark Twain auf und rief

„Und nun, verehrte Anwesende, erleben Sie das zweite Wunder: Sie sehen einen Rechtsanwalt vor sich, der seine Hände in den eigenen Taschen hat!"

*

Ein japanischer Postbote auf der Insel Sachalin, die nördlich von Japan liegt, fand es sehr zeitraubend in dieser öden Gegend jeden Tag Briefe auszutragen. Es gibt keine eilige Sache, die durch langes Liegenlassen nicht noch eiliger würde, meinte er und erfand daher sein System: Er trug die Briefe, die ihm übergeben wurden, einfach nicht aus. Er stahl sie aber auch nicht. Nein, er bewahrte sie sorgfältig in seiner Wohnung auf, um die Bestellung eines Tages sozusagen systematisch erledigen zu können.

Ein einziger jämmerlicher Brief, das ist doch keine Sache. Es freut einen doch, wenn man viel Post auf einmal bekommt. Er sparte also seine Post auf wie ein Geschenk für seine Kunden. Er sparte Briefe über Briefe, und das fiel schließlich sogar in Sachalin auf. Man hat aber Zeit in Sachalin. Es dauerte denn auch drei Jahre, bis es auffiel!

*

Liszt leitete einmal eine Probe zu seiner „Heiligen Elisabeth". Der Kapelle unterliefen hierbei viele Fehler, die allmählich Liszt in eine gelinde Verzweiflung brachten

Als alle Ermahnungen nichts nützten, geriet er in eine richtiggehende Wut. Er warf den Taktstock hin und schrie die Musiker an: „Nicht zum Aushalten ist das! Das ist ja die reinste Jahrmarktsmusik!"

Worauf einer der Gescholtenen die unerwartete Bemerkung fallen ließ „Na von uns ist sie nicht!"

*

Das Söhnchen des Theaterdirektors hat den ersten Schulbesuch hinter sich

„Na, wie war es denn?" erkundigte sich der Vater.

„Du wirst es nicht für möglich halten, Papa! Es war bis auf den letzten Platz ausverkauft!"

*

Der Firma B. geht es sehr schlecht

Fragt da einer den Geschäftsinhaber: „Was geht denn bei Ihnen eigentlich vor?"

„Nun, wenn ich ehrlich sein soll, nur meine Uhr"

*

„Also Herr Krüger, entweder Sie bezahlen Ihre Rechnung oder Sie ziehen aus!"

„Danke, Frau Müller, das ist nett von Ihnen. Bei meinen vorigen Wirtinnen mußte ich beides tun."

„Und sind Sie auch sicher", fragte die junge Frau den Verkäufer in der Samenhandlung, „daß es große, starke Bäume werden?"

„Bei richtiger Pflege ganz bestimmt!" garantierte er ihr.

„So", meinte die junge Frau, „dann nehme ich auch noch eine Hängematte!"

*

Sie: „Du weißt doch, ich habe nichts anzuziehen, um an die See zu fahren!"

Er: „Gut! Gut! Ich werde dir einen Badeanzug kaufen."

Um 8 Uhr war Bugge an seinen Stammtisch gekommen, aber bereits zehn Minuten vor 9 erhob er sich wieder „Guten Abend, meine Herren! Ich will heute mal früh nach Hause. Da freut sich meine Frau."

„Da hätten Sie doch erst gar nicht zu kommen brauchen"

„Ach nee! da hätte sie sich nicht bloß gefreut — — da hätte sie triumphiert."



„Wenn Sie nicht schneller arbeiten können, Anna", erklärt die Hausfrau, „werde ich ein anderes Mädchen nehmen müssen!"

„Sehr nett!" freut sich Anna, „ich könnte wirklich eine Hilfe gebrauchen!"

*

Der Apotheker hat der Bäuerin zwei Schachteln mit Pulvern zurechtgemacht: Die eine für den kranken Bauer und die andere für das kranke Pferd.

„Nun seien Sie aber noch so gut, Herr Apotheker", erklärt die Bäuerin, „und schreiben Sie genau drauf, was für den Bauer und was für das Pferd ist, damit dem — Pferd nichts passiert" ...

*

„Gratuliere, Herr Schmitz, Sie sollen ja Gehaltszulage bekommen haben!"

„Ja, aber ich habe keine Freude dran, ich spreche nämlich im Schlaf, und da hat's meine Frau gehört!"

Das Wochen-ende: hatt' ich mir doch etwas anders gedacht!

Umschau im Lande

Kattowitz

Die Kosciuszkotürme mußten weg

In Kattowitz sind Arbeiter damit beschäftigt, den 25 Meter hohen Kosciuszkoturm (früher Bismarckturm) im Südpark abzutragen. Zu gleicher Zeit werden die früheren Bismarcktürme an der ehemaligen Dreikaiserecke in Slupna und bei Hohenbirken verschwinden. Über die Gründe dieser Maßnahme der Behörden ist wenig bekannt geworden. Nach dem Übergang der Staatshoheit sind diese Türme bekanntlich umbenannt worden. Sie hießen Kosciuszkotürme. Trotzdem scheint ihr Dasein den nationalistischen Kreisen nicht gepaßt zu haben, so daß man sie nun wegräumt. Das Aufsehen, das die Abtragung gemacht hat, ist ziemlich groß. Vor allem wundert man sich darüber, daß erst jetzt die Türme fallen müssen, nachdem das Land doch schon über 10 Jahre polnisch ist. Es ist viel Kritik daran geübt worden, daß man sie jetzt niederreißt, es ist aber auch mancher gute oberschlesische Witz bei dieser Gelegenheit entstanden. All das änderte an dieser Tatsache nichts, die Türme mußten verschwinden. Oberschlesien wurde um diese Wahrzeichen ärmer.

Schwerer Unglücksfall beim Kathedralbau

Auf dem Baugelände der Kattowitzer Kathedrale ereignete sich ein schwerer Unglücksfall. Im Auftrage der Dachdeckerfirma Hein aus Siemianowitz war eine größere Gruppe von Arbeitern mit Dachdeckerarbeiten beschäftigt. Bei der Ausführung dieser Arbeiten stürzte plötzlich der 20jährige Dachdeckergehilfe Wilhelm Golla aus Bittkow aus einer Höhe von 10 Metern ab. Der Unglückliche erlitt schwere innere Verletzungen und einen Bruch der linken Hand. In bewußtlosem Zustand wurde der Verunglückte mit dem Auto der Rettungsbereitschaft nach dem städtischen Spital überführt.

Eine angebliche Stigmatisierte in Kattowitz

In Kattowitz wurde die öffentliche Meinung in der letzten Zeit durch die Nachricht in Aufregung versetzt, daß die 16jährige Anna Konieczko, die Tochter eines Arbeiters von der Wolnosci 2, die Wundmale Christi in ähnlicher Art aufweise wie die bekannte Therese Neumann aus Konnersreuth. Das Mädchen befindet sich unter der besonderen Obhut ihrer Mutter, und die Besucher müssen sich an diese wenden, wenn sie die Stigmatisierte sehen wollen. Das Aufsehen, das die Geschichte machte, nötigte auch die Behörden und den Ortspfarrer Scigalla, sich mit dem Fall zu befassen, doch halten sie offenbar dafür, daß es sich um einen Schwindel handelt und haben das „Wunder" verboten. Das Wunder soll der Findigkeit der Mutter, einer alten Kartenlegerin, zu verdanken sein, die sich auf diese Weise Einnahmen verschaffen wollte. Sie lud vor einiger Zeit mehrere Frauen zu sich ein, die durch ein paar Tage hindurch vor der Stigmatisierten beteten. Die Nachricht verbreitete sich bald im Ort und der ganzen Umgebung, und das Mädchen wurde berühmt.

Das Einschreiten der geistlichen und weltlichen Behörde scheint seinen vollen Erfolg noch nicht erzielt zu haben, da, wie man hört, sich noch immer Besucher bei dem Mädchen einfinden sollen, die angeblich auch mit Almosen für die Mutter nicht sparen.

Königshütte

Hochzeitsauto überfährt Schulknaben tödlich

Zu einem verhängnisvollen Verkehrsunfall kam es auf der 3go Maja in Königshütte. Während der Fahrt von der St. Barbarakirche nach einem Hochzeitshause überfuhr der Autobesitzer Zajonc von der Mickiewicza den sechsjährigen Günter Kubina von der 3go Maja 47. Die Verletzungen des Jungen waren so schwer, daß der Tod des Knaben nach wenigen Minuten eintrat. Wie wir erfahren, war der Vater des Kindes Augenzeuge des Unglücks. Als der Tod seines Sohnes eintrat, wurde er vom Wahnsinn befallen. Er mußte gleichzeitig mit der Leiche ins Krankenhaus eingeliefert werden. Ebenso erlitt die Mutter bei der Nachricht des zugestoßenen Unglücks einen Nervenzusammenbruch. Die Königshütter Staatsanwaltschaft hat sofort eine Untersuchung der Schuldfrage eingeleitet. Das amtliche Ergebnis darüber liegt zwar noch nicht vor, doch soll die Schuld an dem Verkehrsunfall, nach den bisherigen Feststellungen, den Chauffeur treffen.

Rybnik

Schwere Prügelei in einer Schmiede

Wegen Vermögensstreitigkeiten kam es in der Schmiede des Josef Konsek im Ortsteil Ellguth zu einer schweren Prügelei. An dieser Schlägerei beteiligten sich auf der einen Seite Konsek mit seiner Frau und auf der anderen sein Schwiegervater Michael Nowak und dessen Sohn Isidor. Beide Parteien gingen mit Schmiedewerkzeugen aufeinander los, und alle vier Personen erlitten erhebliche Verletzungen. Josef Konsek mußte in bedenklichem Zustande nach dem Rybniker Knappschaftslazarett überführt werden.

Zebracz

Im Bergwerk verschüttet

In einem Stollen der Kohlengrube „Silesia", in Zebracz bei Dziedzitz, wurde der 40jährige Bergmann Alois Maciej von herabstürzenden Gesteinsmassen verschüttet. Der Verunglückte konnte nur noch als Leiche geborgen werden. Der Tod war durch Ersticken eingetreten.

Schwarzwald

Infolge Belästigung mit dem Messer verletzt

Der Franz Moczygemba aus Neudorf belästigte in angetrunkenem Zustand Passanten. Er kam dabei aber an einen Unrechten, denn der Franz Blachut, ebenfalls aus Neudorf, der offensichtlich keinen Spaß verstand, griff zum Messer und brachte dem M. eine so schwere Verletzung bei, daß er ins Bielschowitzer Knappschaftslazarett eingeliefert werden mußte. Sein Zustand ist nicht lebensgefährlich.

Olsau

Durch elektrischen Strom getötet

Der 21jährige Landwirtssohn Wilhelm Krakowka in Olsau versuchte im Keller der elterlichen Besitzung eine elektrische Birne einzuschrauben. Er erlitt hierbei durch die 220 Volt starke Leitung einen elektrischen Schlag, der ihn auf der Stelle tötete.

Paruschowitz

Durch eine Handgranate tödlich verletzt

Der Schütze Srul Mendelson, der beim Militärmagazin im Paruschowitzer Wald postiert war, hantierte mit einer Handgranate. Plötzlich ging die Zündung los und die Granate explodierte. Mendelson wurde mit schweren Verletzungen in das Rybniker Knappschaftslazarett gebracht, wo er nach wenigen Stunden verstarb.

Janow

Von der Förderschale das Genick gebrochen

Auf Gieschegrube in Janow geriet der Arbeiter Stephan Krafczyk auf bisher ungeklärte Weise zwischen die Schale und die Schachtwand. Der Arbeiter erlitt einen Genickbruch. Er wurde in hoffnungslosem Zustande ins Knappschaftslazarett Myslowitz eingeliefert.

Zarzece

Von der Dreschmaschine erfaßt

In Zarzece bei Chybie geriet der 18jährige Landwirtssohn Wilhelm Krzempek beim Dreschen von Getreide mit der rechten Hand in die Dreschmaschine, die von einem Göpel angetrieben wurde. Die Hand wurde ihm vollständig verstümmelt. Man transportierte den Schwerverletzten nach Bielitz in das allgemeine Krankenhaus.

Ustron

Selbstmord im Steinbruch

In dem Steinbruch zwischen Ustron und Weichsel wurde die Leiche eines Mannes aufgefunden, der sich durch einen Schuß in die Schläfe getötet hatte. Der Tote wurde als der 28 Jahre alte Paul Steller, der zuletzt bei der Weichselregulierung beschäftigt war, agnosziert.

Ernsdorf

Schwere Arbeit — wenig Beute

Einen wenig ertragreichen Beutezug unternahmen auswärtige Kassenschrankeinbrecher in Ernsdorf bei Bielitz. Sie drangen in das Gemeindeamt ein und erbrachen mit Spezialwerkzeugen die feuerfeste Geldkasse, aus der sie jedoch nur einen Betrag von 67 Zloty entwenden konnten. Daraufhin begaben sie sich zur evangelischen Pfarrgemeinde und brachen in die Kanzlei ein. Die eiserne Kasse setzte aber erheblich mehr Widerstand beim Aufbrechen entgegen, und da inzwischen der Morgen graute, mußten die Einbrecher ohne Beute entfliehen. Weder im Gemeindeamt noch in der Pfarrkanzlei hinterließen die Täter Spuren. Durch die Einbrüche wurde die Gemeinde um über 250 Zloty, die Pfarrgemeinde um rund 300 Zloty geschädigt, da beide Kassen schwer beschädigt wurden. Die Nachforschungen nach den flüchtigen Tätern, bei denen es sich um berufliche Kasseneinbrecher handelt, wurden von der Polizeistation in Heinzendorf eingeleitet.

Antonienhütte

In einer Lehmgrube durch Gas vergiftet

In der Lehmgrube der Karlsziegelei bei Antonienhütte ereignete sich ein seltsamer Unglücksfall. Neben der Grube spielten mehrere junge Burschen Fußball, und der Ball fiel während des Spiels in die Lehmgrube hinein. Der 18jährige Paul David aus Antonienhütte kletterte in das Lehmloch hinein und wollte den Ball herausholen. Als er nach längerer Zeit nicht wieder zum Vorschein kam, kletterten seine Kameraden ihm nach und fanden ihn auf dem Boden der Grube bewußtlos liegen. Er war durch ausströmende Gase betäubt worden. Man schaffte ihn rasch nach oben und stellte sofort Wiederbelebungsversuche durch künstliche Atmung an, die auch nach längerer Zeit von Erfolg begleitet waren. Immer noch bewußtlos, wurde schließlich David nach Bielschowitz ins Knappschaftslazarett gebracht, wo er wieder zu sich kam. Es wurde eine schwere Gasvergiftung festgestellt.

Siemianowitz

In einen Notschacht gestürzt

Der Fuhrmann Josef Drzyzga von der Piekarerstraße 12 in Scharley kam nach Siemianowitz, um Notschachtkohle zu kaufen. Auf dem Gelände hinter dem Fincinusschacht stürzte er in einen Notschacht, wobei er außer anderen Verletzungen auch mehrere Rippenbrüche davontrug. Der Verletzte wurde in das Hüttenlazarett in Siemianowitz eingeliefert und dann nach dem Spital in Scharley geschafft.

Unfall auf Richterschächte

Der Häuer Skowronek aus Siemianowitz wurde auf den Richterschächten von herabstürzenden Gesteinsmassen so unglücklich getroffen, daß er schwere Verletzung am Kopf, Rücken und an den Armen erlitt. Der Verunglückte wurde in das Knappschaftslazarett Siemianowitz eingeliefert.

Ludom

Dreijähriges Kind im Dorfbach ertrunken

Auf eine schreckliche Art kam das dreijährige Söhnchen Engelbert der Eheleute Brachaczek ums Leben. Das Kind spielte zusammen mit einem anderen Kinde unter Aufsicht eines 14jähriges Mädchen aus Ludom. Dieses nahm den Jungen mit auf ihr Fahrrad, wobei sie nun in der Nähe des Baches zu Fall kam. Der Junge fiel in den Bach und ertrank. Obwohl er sofort herausgezogen wurde, gelang es nicht mehr, ihn ins Leben zurückzurufen. Gegen das leichtsinnige Mädchen ist bei der Staatsanwaltschaft Anzeige erstattet worden.

Ein Springbrunnen in der Luft

Geschichte und Geheimnisse des Feuerwerks.

Die Geschichte des Feuerwerks umspannt, so scheint es, mehrere Jahrtausende. In ältesten Zeiten schon war es den Chinesen bekannt, wenn wir auch heute nicht viel zuverlässige Nachrichten über seine damalige Form besitzen. Die erste Spur seiner Existenz in unserer Kulturwelt finden wir in einem Buch, das zu Zeiten des römischen Imperator Augustus geschrieben wurde. — Immerhin scheinen die Griechen schon einiges von der „Pyrotechnik“ (griechisch: „Feuerkunst“) verstanden und sich ihrer zu kriegerischen Zwecken bedient zu haben.

Mit dem Zusammenbruch des römischen Reiches verloren sich die Spuren dieser alten Kunst, um erstmalig wieder in der Zeit der Kreuzzüge aufzutauchen. Die prunkliebende Renaissance schien sich dieser Wissenschaft mit besondere Vorliebe zu bedienen — so schreibt zum Beispiel der Römer Biringuccio im Jahre 1540, in früheren Zeiten sei es in Florenz und Siena üblich gewesen, zu Himmelsahrt oder Johannis auf den Plätzen der Städte Fabeln und Pantomimen aufzuführen, bei denen, auf Piedestalen aufgestellt, Holzfiguren oder Gipsstatuen die Staffage abgaben. Hinter diesen Statuen seien von Technikern aus großen Rohren, ähnlich den Orgelpfeifen, feurige Kugeln in die Luft geblasen worden. Der Chronist fügt allerdings hinzu, dieser Gebrauch habe sich verloren — zu seiner Zeit sei derlei höchstens in Rom bei Wahl oder Krönung eines Papstes gebräuchlich. Außerhalb Italiens aber, vor allem in England und Frankreich, hat sich der Brauch, am Johannistag statt der uralten primitiven Feuer Raketen und anderes Leuchtfeuer abzubrennen, nachweislich vom 15. Jahrhundert bis nach 1700 erhalten. Die Königin Elisabeth von England wird von ihren Zeitgenossen als große Freundin des Feuerwerks bezeichnet. Und Ludwig XIV. soll im Jahre 1707 bei einer festlichen Illumination von Paris selbst als Feuerwerker fungiert haben.

Schauerlich und romantisch muß es bei einigen englischen Königskrönungen hergegangen sein. Als 1484 Heinrich VII. sich mit Elisabeth vermählte, da erschien, während der Festzug in großen Gondeln die Themse hinabfuhr, auf einmal ein Boot, beladen mit einem überlebensgroßen hölzernen Kopf, aus dessen „Höllenschlund“ Leuchtraketen stiegen — ein Bild der ewigen Verdammnis mitten im festlichen Trubel. Als Heinrich VIII. der unglücklichen Anna Boleyn 1538 die Hand reichte, berichtet Halls „Chronikle“ von der Flußprozession folgendes: „Da erschien auf einmal vor des Lordmayors Gondel ein Schiff, das gewaltig erglühte. In ihr saß ein roter Teufel, der wildes Feuer spie. Um ihn standen entsetzliche Monstren und wilde Männer, die feurige Stäbe schwangen und einen schreckenerregenden Lärm vollführten.“

Die allgemeine Verbreitung des Schießpulvers schuf in den europäischen Kulturstaaten einen neuen Beruf — den des Feuerwerkers. In England schuf Charles V. 1535 die erste Feuerwerkerzunft der Welt. Andere Länder waren diesem neuen Beruf gegenüber skeptischer, z. B. Frankreich, das zwar während des ganzen 17. Jahrhunderts Krämern, Klempnern und Spenglern den freien Verkauf von Schießpulver erlaubte, 1709 aber wegen vorgekommener Unfälle plötzlich alle Feuerwerker unter Androhung von 500 Livres Geldstrafe aus Paris auswies.

Die prunkhafte, phantastische, dabei seltsam skeptische Kultur des Spätbarock war solch einem brillanten, aber flüchtigen Schauspiel, wie das Feuerwerk es bietet, besonders zugeneigt. Im 16. Jahrhundert waren die „Ignes triumphales“ besonders im Schwange — Trophäen aus siegreichen Kriegen wurden, umgeben von bengalischen Feuern, feierlich auf hohen Stöcken aufgestellt und oft tagelang beleuchtet. Auf diese Weise begrüßte 1550 die Stadt Antwerpen den siegreichen Erzherzog von Oesterreich. Um 1600 wurden sogenannte „Feuerturniere“ modern. Reiter mit Helmen, die Feuergarben sprühten, lieferten sich einen Scheinkampf, ihre Schwerter leuchteten bei jeder Berührung auf und um ihre Lanzenspitzen zuckten bläuliche Flammen. Nun mußten die Feuerwerker sich auch um die romantische Umgebung solcher Schauspiele kümmern — mit dramatischer Phantasie erfanden sie bizarre Hintergründe, Ruinen, Felsen, wilde Scenerien. Feuerspeiende Drachen rollten auf verborgenen Rädern, über die Walstatt. 1613 fand in London anläßlich einer Prinzenhochzeit eine regelrechte „Feuerpantomime“ statt.

Nun traten auch Theoretiker der neuen Kunst in Hülle und Fülle auf — in Deutschland, Spanien, England, Frankreich und Polen erschienen zahlreiche Bücher über die „verfeinerte Kunst des Feuerwerks“, die man sich aus den Händen riß. Bei uns hatte namentlich das Werk „Pyrobolio“ des bayrischen „Oberfeuerwerkers“ Furttenbach großen Erfolg. Im Jahre 1653 behauptete der bizarre französische Naturwissenschaftler Cyrano de Bergerac, man könne auf einer Rakete zum Mond reiten — ein Gedankengang, der auch unserer Zeit nicht fern liegt.

Mit der Neuzeit hat sich eine ganze Wissenschaft vom Feuerwerk gebildet. Man unterscheidet heute nach der Augenwirkung unter Flammenfeuer, Funkenfeuer, Blitzlichtsätzen und ihren Kombinationen. Nach akustischen Unterscheidungen kennt man „Knallsätze“ und „Pfeifsätze“. Als chemischer Grundstoff alles Feuerwerkes gilt einerseits Schießpulver (Korn- und Mehlpulver), andererseits Salpeterschwefel.

Große Feuerwerke an nationalen Festtagen haben sich heute nur in vereinzelten Ländern erhalten. England, das noch bis 1856 jeden Sieg, jede Krönung mit einem Feuerwerk beging, hat daraus nun eine völlige Privatsache gemacht. Französische und spanische Städte begehen ihre jährlichen „Feste“ nicht nur häufig mit Stierkämpfen, sondern fast immer mit Feuerwerk. Amerika begeht seinen 4. Juni, Frankreich außerdem noch den 14. Juli auf diese Weise. Fügen wir hinzu, daß das „Fest der nationalen Arbeit“ dem neuen Deutschland in Tempelhof das erste große öffentliche Feuerwerk am 1. Mai geschenkt hat — noch dazu das Eindrucksvollste, das Deutschland jemals sah.

Arno Albrecht.

Feuergarben

Warum läutet eine Klingel?

Die Sache ist doch furchtbar einfach — man drückt auf einen Knopf und sofort ertönt hinter der Tür ein schrilles Glockenzeichen — vorausgesetzt, daß die Klingel gerade einmal in Ordnung ist. Nun verhält es sich doch aber so, daß man mit dem Druck der Hand nicht direkt eine Glocke in Bewegung setzt. Es handelt sich ja auch nicht um einen einmaligen Anschlag, sondern um ein anhaltendes Läuten. So ein alltäglicher Vorgang — wir machen uns selten Gedanken über derlei Dinge. Aber . . . warum klingelt es?

Da liegen hinter dem Knopf im Gehäuse der Klingel zwei zu Spiralenform gebogene Blechstreifen. Drückt man auf den Knopf, so berühren sich die beiden elastischen Streifen und der Kreis des elektrischen Stromes ist geschlossen. Dieser Strom wird zu der Läutanlage der Klingel — meist oberhalb und hinter der geschlossenen Tür — geführt und gelangt durch die Wicklungen zweier Elektromagneten zur Batterie zurück. Die erregten Elektromagneten ziehen ein Metallstück an, das Anker genannt wird und mit dem Klöppel der Glocke in Verbindung steht. Beim Ruck des Anziehens schlägt der Klöppel gegen die Glockenschale — — es klingelt.

Damit ist jedoch erst der erste und einmalige Anschlag erklärt. Wir aber hören ein anhaltendes Rasselgeräusch, das fortdauert, solange wir den Finger auf den Klingelknopf drücken. Das Läutewerk ist so eingerichtet, daß die Berührung des Klöppels mit der Glockenschale sofort automatisch den Stromkreis unterbricht, der jedoch sofort durch einen neuen Anzug des Ankers durch die Magneten wieder geschlossen wird und den Klöppel zu erneutem Anschlag bringt. Diese Selbstunterbrechung und Selbstauslösung des elektrischen Stromes dauert fort, solange ein Druck auf den Klingelknopf ausgeübt wird.

Und wenn Sie jetzt einmal wieder vor einer Haustür stehen, werden Sie doch wissen, wie die Klingel arbeitet.

Was in der Welt geschah

Furchtbares Erlebnis zweier Bergsteiger

Ein furchtbares Erlebnis hatten zwei Nürnberger Bergsteiger auf der Nordwand des Einserkogels in den Dolomiten. Die beiden Bergsteiger, Paul Franz und Lothar Wiener, wollten die Wand über die sogenannte Steegerroute emporsteigen, die erst viermal bezwungen worden ist und eine der schwersten Touren in den Dolomiten ist. Sie hatten etwa ein Drittel der Wand erstiegen, als der vorankletternde Paul Franz durch einen Steinschlag getroffen wurde. Er verlor den Halt und stürzte etwa 40 Meter in die Tiefe, wo er am Seil frei in der Luft hängen blieb. Unter großen Anstrengungen gelang es seinem Kameraden, ihn auf ein schmales Felsband abzuseilen. Franz hatte beide Arme gebrochen und durch den Steinschlag am Kopfe und mehreren Stellen des Körpers schwere Verletzungen erlitten. Lothar Wiener rief von der Felswand um Hilfe. Man hörte im Tale die Hilferufe, jedoch war eine Bergung erst am zweiten Tage nach dem Unfalle möglich. Die beiden Nürnberger mußten die Nacht in ihrer furchtbaren Lage in der Felswand verbringen. Ueberdies brach ein heftiges Gewitter mit Hagelschlag aus. Am 15. d. Mts. früh barg dann eine Rettungskolonne die beiden. Die außerordentlich schwierige Bergung der Verletzten dauerte zehn Stunden.

*

Tabak in — Kohlrüben

Wie die „Daily Mail" meldet, beobachtete ein belgischer Zollwächter am Ufer der Lys, daß in der letzten Zeit zahlreiche Kohlrüben den Fluß von Frankreich nach Belgien hinabschwammen. Er fischte eine dieser Rüben aus dem Wasser und stellte fest, daß sie ausgehöhlt war und ein Kilogramm Tabak enthielt, wasserdicht verpackt. Jetzt werden die Kohlrüben emsig verfolgt, weil man hofft, so der findigen Schmugglerbande auf die Spur zu kommen.

*

Reste von Amundsens Aeroplan gefunden?

In Tromsö verbreitete sich das Gerücht, daß Reste von Amundsens und Guilbeaux' Aeroplan Latham von zwei norwegischen Fischern gefunden worden sein soll. Es handelt sich um die Maschine, die Amundsen auf seiner Hilfsexpedition nach Nobile benutzte und mit der er zwischen Spitzbergen und der Bäreninsel verschwand. Die Fundstelle liegt in der Nähe der Bäreninsel, also genau in der Nähe des Ortes, wo man bisher allgemein angenommen hat, daß der große norwegische Forscher seinen Tod fand. Es ist nicht möglich gewesen, etwas anderes festzustellen, als daß die beiden Fischer beim Fischen Wrackreste in ihr Netz bekamen, die sie aber nicht hochziehen konnten, da das Netz infolge der Schwere der Wrackteile riß. Die Fischer sind jedoch der sicheren Ueberzeugung, daß es sich um Flugzeugteile handelt. Die Fundstelle ist genau ausgepeilt worden, und es werden nähere Untersuchungen angestellt werden.

*

Lokomotivführer fährt um ein Leben

Ein englischer Schnellzug hat zwischen Nottingham und Leicester unter Umständen, die nicht alltäglich sind, alle Schnelligkeitsrekorde gebrochen. In dem Zug, der nach London fuhr, befand sich nämlich eine junge Frau aus Manchester, die im Begriff war, sich mit ihren beiden Kindern in eines der Seebäder an der Südküste Englands zu begeben. Mitten auf der Strecke zwischen Sheffields und Nottingham wurde nun die junge Frau plötzlich von einem starken Unwohlsein befallen, außerdem klagte sie über heftige Schmerzen. Ein Arzt, der sich zufällig unter den Reisenden befand und sofort eine Untersuchung anstellte, konstatierte, daß die Ursache dieser plötzlichen Erkrankung eine bereits weit vorgeschrittene eitrige Blinddarmentzündung sei, und daß sofort eine Operation vorgenommen werden müsse, um das Leben der Patientin zu retten. Der Zugführer gab daraufhin dem Lokomotivführer den Befehl, den Expreßzug auf höchste Geschwindigkeit zu bringen, und alsbald raste der Zug mit einer Geschwindigkeit von über hundert Kilometern weiter. Ein durch drahtlose Telegraphie vom Zug aus benachrichtigter Krankenwagen wartete dann bereits auf dem Bahnhof, als der Zug in Nottingham einlief. Die Kranke wurde direkt in die Klinik und auf den Operationstisch übergeführt.

*

Ellerman hinterläßt 30 Millionen Pfund

Der vor kurzem gestorbene englische Schiffahrtsmagnat Sir John Ellerman hat nach seinem jetzt veröffentlichten Testament ein persönliches Vermögen von 17,2 Millionen Pfund hinterlassen, in dem jedoch die umfangreichen Interessen Ellermans in der englischen Schiffahrt, bei Brauerei- und anderen Gesellschaften nicht einbegriffen sind. Der gesamte Nachlaß, das größte bisher in England hinterlassene Vermögen, wird sich auf rund 30 Millionen Pfund (ca. 845 Millionen Zloty) belaufen. Von dem persönlichen Vermögen sind bereits 8,6 Millionen Pfund an Erbschaftssteuern abgeführt worden. Das englische Schatzamt wird jedoch von dem gesamten Vermögen ungefähr 15 Millionen Pfund an Nachlaßsteuern erhalten. Der Hauptteil des Vermögens entfällt an die Familie; daneben sind Legate für Angestellte, die Dienerschaft und verschiedene Londoner Hospitale ausgesetzt.

*

Der verhängnisvolle Drahtzaun

In Nagboel bei Lunderskov wurde die beim Melken von Kühen beschäftigte Bauersfrau Kroll mit sämtlichen 11 Kühen vom Blitz getötet. Die Kühe waren an einem Drahtzaun festgebunden, an dem der Blitz entlang gelaufen war.

*

Zarennichte wird Filmstar

Für die weibliche Hauptrolle eines französischen Tonfilms wurde kürzlich eine junge Debütantin verpflichtet, die unter dem Künstlernamen „Natalie Paley" spielt. Unter diesem Namen verbirgt sich eine Nichte des letzten Zaren. Natalie Paley ist die Tochter der Prinzessin Paley und des Großfürsten Paul, der während der bolschewistischen Revolution mit seinem Sohne aus zweiter Ehe ermordet wurde. Großfürst Paul war ein Vetter des Zaren und in erster Ehe mit der Prinzessin Alexandra von Griechenland verheiratet. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, darunter der Prinz Dimitri, der in den Mord an Rasputin verwickelt wurde.

Großfürst Paul, dessen Gattin sehr früh starb, schloß eine zweite Ehe, die ihm die Mißbilligung des Zaren und eine jahrelange Verbannung vom russischen Hof eintrug. Aus der Ehe mit der Prinzessin Paley stammen drei Kinder, darunter die Prinzessin Natalie, Natascha genannt, die sich nach dem Kriege mit dem Pariser Schneiderkönig Lelong verheiratete. Durch Jahre spielte die schöne junge Frau in der Pariser Gesellschaft eine große Rolle. Vor kurzem wurde die Ehe geschieden, und nun hat sich die Prinzessin Paley, die zu den meistphotographierten Frauen der Pariser Gesellschaft gehörte, auf Anraten ihrer Gönner dem Film zugewandt. Schon die ersten Versuche sollen so gut ausgefallen sein, daß man ihr jetzt eine bedeutende Rolle zuwies.

*

Wolkenbruch über Jamaika — 50 Tote

Die Insel Jamaika wurde von einem Wolkenbruch heimgesucht, bei dem in der Hauptstadt Kingston und der Umgegend etwa 50 Personen ums Leben kamen. Der Sachschaden ist sehr groß.

*

Opfer einer bösen Unsitte

Das Opfer einer bösen Unsitte wurde der 21jährige Schlosser Schmidt in Lenzen an der Elbe. Er nahm eine Roggenähre zwischen die Lippen und zog sich durch einen Strahlenpilz eine schwere Infektion zu, die eine Mandeleiterung herursachte. Der Hals schwoll ihm derart an, daß er ins Krankenhaus geschafft werden mußte, wo ihn aber eine Operation nicht mehr retten konnte. Er starb unter großen Qualen.



Zum Bürgerkrieg auf Kuba

Blick auf Havanna, die Hauptstadt von Kuba, in deren Mauern blutige Straßenkämpfe ausgebrochen waren.

Inserieren bringt Gewinn!

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat ....in Höhe von ....zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den .... 193 ....

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....

Kleine Anzeigen

Lesen Sie den „Oberschlesischen Landboten"!